

D. n. 128

Bibliothecae Bergensi
comparavit
huncce librum
M. Jo. Fr. Aug. Kinderling.
A. 1771.

Angeb.: 1. Sammlung vermischter Schriften,
von C. F. Gellert. Th. 1 u. 3. Aufl. Th. 2.
Lpz. 1765. 1764.

2. Gellert, C. F.: Briefe, nebst einer
Praktischen Abhandlung von dem guten
Geschmacke in Briefen. Lpz. 1763.

3. Gellert, C. F.: Von den Trostgrün-
den wider ein siaches Leben. Lpz. 1763.

E
Q. 54. 2.

Geistliche
Lieder und Lieder

von
C. J. Gellert.

mit achtzigstündiger Gedächtnis-
zeit
von C. J. Gellert
1755



2

Sammlung
vermischter
Schriften,

von
C. F. Gellert.

Erster Theil.



Dritte Auflage.

Mit Röm. Kais. und Churf. Sächs. allergn. Privilegiis.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich, 1765.



Vorrede.



Ich erfülle hiermit das Versprechen, das ich unlängst öffentlich *, obgleich gezwungen, gethan habe, und liefere meinen Lesern den größten Theil der Fabeln und Erzählungen aus den Belustigungen, verbessert, und an vielen Orten geändert. Vielleicht ist diese Arbeit eine der undankbarsten, die ich jemals unternommen habe; so wie sie mir eine der unangenehmsten gewesen ist. Gesezt, es wäre mir geglückt, diese meine ersten Versuche von den meisten Fehlern zu reinigen: so ist doch die Abwesenheit der Fehler in den Werken des Geschmacks mehr eine Nothwendigkeit, als ein Verdienst. Man kann einer Poesie durch Verbesserungen kleine Schönheiten geben; das ist gewiß. Aber

* 2

Die

* In dem 123. Stücke des Hamburgischen Correspondenten.

die Hauptschönheit, die in der ganzen Anlage, in der ungezwungenen Einrichtung, in der Farbe der Schreibart selbst besteht; wie kann diese einem Werke ertheilet werden, wenn sie nicht in seiner Geburt mit ihm erzeugt wird, wenn sie nicht, wie die Seele, mit ihrem Körper zugleich da ist? Dadurch, daß man dem Gesichte die Flecken entzieht, wird die Mine noch nicht einnehmend.

Die wenigen neuen Stücke, die ich diesen verbessern an die Seite gesetzt habe, sind schon vor vielen Jahren geschrieben und würden ohne diese ihre Gesellschaft vielleicht nie öffentlich erschienen seyn. Sie sollen die Stellen der Erzählungen in den Belustigungen vertreten, die hier ganz und gar zurückgeblieben sind, weil sie keiner Verbesserung fähig waren.

Was die Critiken anlangt, die ich über einige von diesen Fabeln beigefügt: so habe ich in dem Eingange derselben meine Absicht schon erklärt. Sie sind für die Anfänger der Poesie geschrieben, und für Leser, die zu flüchtig, oder zu günstig zu urtheilen pflegen.

Das Band, ein Schäferspiel, erscheint, wie es war. Ich hätte die Fabel, die Charaktere, die Schreibart ändern müssen; und wie konnte ich dieses thun, ohne ein ganz neues Stück zu verfertigen? Indessen sind die Ursachen, aus denen es hier noch einen Platz bekommen,

kommen, nebst den meisten Fehlern dieses Gedichtes, in dem Vorberichte angemerket worden.

Statt der Oden, die in den Belustigungen von mir stehen, und die unter der Critik sind, erhalten meine Leser ein Paar noch nie gedruckte, die Freundschaft und den Ruhm. Sind sie nicht die schönsten: so sind sie doch ungleich besser, als diejenigen, die ich durch sie verdrängen will.

Da ich ferner, nach meinem gegebenen Worte, die prosaischen Aufsätze aus den Belustigungen, die in einigen Abhandlungen, Briefen, und einer Rede bestehen, verbessern wollte, und fand, daß ich sie mit gutem Gewissen nicht zum zweytenmale drucken lassen könnte: so beschloß ich nur die einzige Abhandlung: warum es nicht gut sey, sein Schicksal vorher zu wissen, beyzubehalten, und auszubessern, die übrigen alten Stücke aber durch neuere Abhandlungen und Reden zu ersetzen. Kann ich durch diese Vergütung den Druck der verworfnen Arbeiten nicht verhindern: so muß ich mir die Gewalt der Presse, über die selbst ein Haller wegen seiner jugendlichen Schriften hat klagen müssen, gefallen lassen. Genug, daß ich nunmehr öffentlich diese meine ersten Versuche gemißbilliget, und schon an drey verschiednen Orten, seit sechs und mehr

* 3

Jah:

Jahren, durch mein Bitten, und durch die Vorbiten meiner Freunde und Gönner, den Druck derselben zurück gehalten habe. Ich habe überdieß das Vertrauen zu der Billigkeit des Publici, daß es keine meiner Arbeiten, die ich nicht selbst in meine Schriften einrücke, als von mir gebilligt ansehen wird. Die Antrittsrede, die in dem zweyten Theile steht, ist von Herr Magister Heyern, einem meiner Freunde, dem Uebersetzer der Saurinischen Passionspredigten, aus dem Lateinischen übersetzt worden. Da diese Sammlung kein Werk für Gelehrte ist: so würde die Rede in der lateinischen Sprache am un rechten Orte gestanden haben. Sie hat das lateinische Ihr, vielleicht des Nachdrucks wegen, bey behalten; und ich glaube nicht, daß diese Kleinigkeit jemanden im Lesen beunruhigen wird.

Ich habe also diese ganze Sammlung mehr gezwungen, als freywillig herausgegeben; muß ich nicht vielleicht befürchten, daß der Dank der Leser auch so beschaffen seyn werde? Leipzig, in der Michaelismesse, 1756.



Verzeichniß

der in dieser Sammlung enthaltenen Stücke.

Erster Theil.

Fabeln und Erzählungen.

Der Schäfer und die Sirene.	S. 3
Die Bienen.	6
Der Held und der Reitknecht.	8
Die Lerche und die Nachtigall.	10
Der Knabe und die Mücken.	12
Die Wachtel und der Hänfing.	14
Der Hochzeittag. S. den Tatler, im zweyten Bande, N. 82.	16
Die Elster und der Sperling.	19
Der Geheimnißvolle.	21
Die Lerche.	22
Die beiden Wandrer.	23
Das Glück und die Liebe.	26
Der Affe.	30
Die Wittwe. Ein Märchen.	32
Der junge Krebs und die Seemuschel.	37
Das Kind mit der Scheere.	39
Die Affen und die Bären.	42
Der Leichtfinn.	45
Der reiche Geizhals.	46
Das Testament.	49
Crispin und Crispine.	51
Der Jüngling und der Greis.	56
	Oden.

Oben.

Die Freundschaft.	S.	59
Der Ruhm.		67

Ein Schäferspiel.

Das Band; nebst einem Vorberichte.	73
------------------------------------	----

Beurtheilungen einiger Fabeln aus den Be-
lustigungen.

Die Lerche.	117
Der Schäfer und die Sirene.	132
Der Sperling und die Taube.	149

Zwenter Theil.

Abhandlungen und Reden.

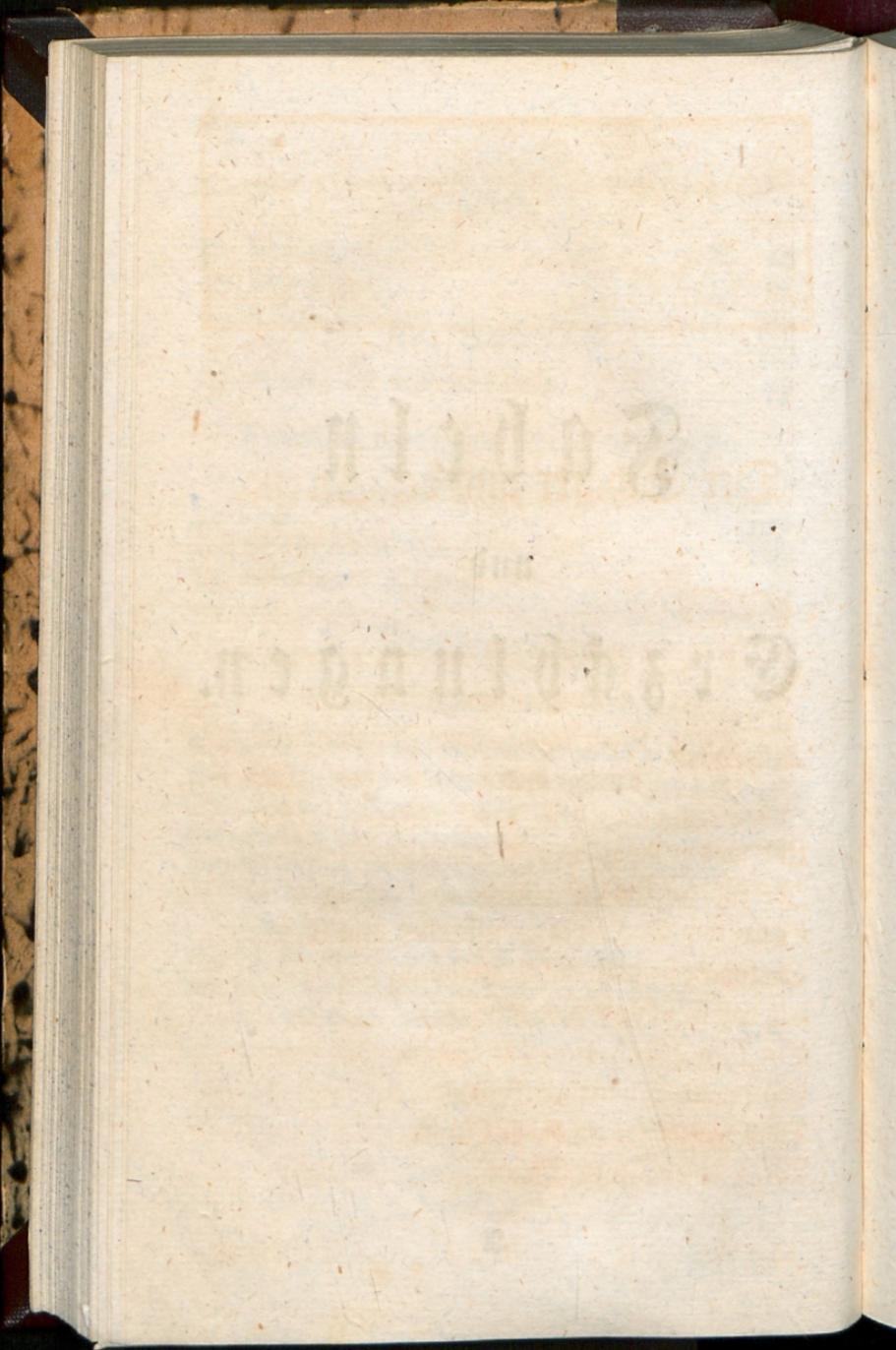
Warum es nicht gut sey, sein Schicksal vorher zu wissen.	165
Von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten. Eine Rede.	187
Betrachtungen über die Religion.	209
Von den Fehlern der Studierenden bey der Erlernung der Wissenschaften, insonderheit auf Academien. Eine Rede.	229
Von den Annehmlichkeiten des Mißvergnügens.	259
Wie weit sich der Nutzen der Regeln in der Beredsam- keit und Poesie erstreckt. Eine Rede.	271



Fabeln

Fabeln
und
Erzählungen.

2





Der Schäfer und die Sirene.



Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
In seinem stillen Hirtenstande
Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
Trieb öfters an des Meeres
Strande,

Und was er sang, war Fröhlichkeit.
Ihn rührten keine Schäferinnen.
Gefiel ihm Daphne ja zuweilen bey dem Spiel:
So konnte sie doch nichts gewinnen,
Als daß sie flüchtig ihm gefiel.
Ein feltner Fall, daß ohne Schöne
Ein junger Schäfer glücklich war!
Doch seinem Herzen droht Gefahr.
Welch eine reizende Sirene

Schwimmt dort! Kaum wird er sie gewahr,
 So fühlt sein Herz Lieb und Gefahr.
 Er steht, und will nicht stehen bleiben,
 Erstaunt, blickt auf die Sängerin,
 Will abwärts mit der Heerde treiben,
 Und treibt nur mehr ans Ufer hin.

Nun irrt allein, ihr guten Heerden;
 Der Schäfer hat für euch izt keine Zeit.
 Er klagt durch Lieder und Gebeyden
 Der Schönen seine Zärtlichkeit;
 Verspricht ihr alle seine Heerden
 Und alles Glück der goldnen Zeit.
 Sie, wohl in ihrer Kunst erfahren,
 Hört nichts von dem, was er verspricht,
 Scherzt mit der See, pukt an den Haaren,
 Als sähe sie den Schäfer nicht,
 Und nöthigt ihn durch schlaue Blicke,
 Den Antrag ihr noch oft zu thun.
 Ich, singt sie, bin nicht mein. Neptun bestimmt
 mein Glück; ;
 Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke:
 So geh und bitte den Neptun.
 Er bat. Nein, sprach der Gott der Meere,
 Wenn ich die Bitte dir gewähre,

Gewähr

Gewähr ich dir dein Unglück nur.
 Der Schäfer schleicht betrübt nach seiner Hütte;
 Nun lacht ihm weiter keine Flur.
 So oft Neptun am Strande fuhr,
 So wiederholt er seine Bitte.
 „Neptun! So soll das Meer die trefflichste Gestalt,
 „Die mich entzückt, in seinen Schoos begraben?“,
 Nein, rief der Gott, du sollst sie haben;
 Denn du verlangst sie mit Gewalt.

Wie hurtig schwamm nunmehr die Schöne
 Dem Ufer zu! Wie schön sang sie, wie zauberisch!
 Er reicht ihr seine Hand. „Komm, göttliche
 Sirene!“,

Doch welch Entsetzen! Seine Schöne,
 Sein Liebling, war halb Mensch, halb Fisch.
 Mit Zittern floh Damoet vom Meere,
 Und gab nachher der Flur sehr oft die Lehre,
 Daß unser liebster Wunsch oft große Thorheit
 wäre.





Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst ein
Streit

Der bürgerlichen Eitelkeit,
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
O, rief die stachelichte Partey,
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer besser oder schlechter sey?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschchen in die Zellen tragen,
Und stets mit Kunst beschäftigt sind,
Daß unser Kost von Honig rinnt;
Wer sieht es nicht, daß wir die Bessern sind?
Was braucht man also noch zu fragen?

So? fielen hier die andern ein,
Wo wird denn euer Honig seyn,
Wosern wir nicht das Wasser künstlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dieß schadet unserm Werthe nicht.
Genug daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.

So

So niedrig unsre Pflicht euch scheint,
 So soll euch doch der Ausgang lehren,
 Daß wir mit euch zugleich vereint
 Zur ganzen Republik gehören.
 Sie trugen drauf kein Wasser mehr.
 Nun mußten die, die Honig machten,
 Fliehn, oder in der Brut verschmachten,
 Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiser rief darauf den Rest der Unter-
 thanen,
 Um sie zur Eintracht zu ermahnen.
 Der Unterschied in eurer Pflicht
 Erzeugt, sprach er, den Vorzug nicht.
 Nur die dem Staat am treuesten dienen,
 Dieß sind allein die bessern Bienen.



Der Held und der Keitknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
 Durch manch verheertes Land des Lorbers
 werth gemacht,
 Floh einstens, nach verlohner Schlacht,
 Bewundet in den Wald, den Feinden zu entkom-
 men,
 Traf einen Eremiten an,
 Und ward von diesem frommen Mann,
 Nebst seinem Keitknecht, aufgenommen;
 Doch beider Tod war nah.

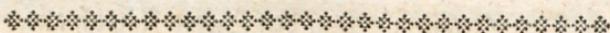
Ach, sieng der Keitknecht an,
 Wird ich denn auch in Himmel kommen?
 Ich habe leider nichts gethan,
 Als meines Herrn sein Vieh getreu in Acht ge-
 nommen.

Ich armer und untwürdger Mann!
 Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
 Denn er, ach er hat viel gethan!
 Er hat drey Könige bekrieget,
 In sieben Schlachten stets gesieget,
 Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben
 kann.

Der

Der Eremit sah drauf den Helden kläglich an.
 „Warum habt Ihr denn alles dieß gethan?“,
 Warum? Zu meines Namens Ehren,
 Um meine Länder zu vermehren,
 Um, was ich bin, ein Held zu seyn.
 O, fiel der Eremit ihm ein,
 Deswegen mustet Ihr so vieles Blut vergießen?
 Ich bitt Euch, laßt's Euch nicht verdrießen,
 Ich sag es Euch auf mein Gewissen,
 Der Reitknecht, als ein schlechter Mann,
 Hat wirklich mehr, als Ihr, gethan.





Die Lerche und die Nachtigall.

Dst ließ, der Kunst und seinem Wirth zu
 Ehren,
 Sich der Canarievogel hören,
 Und freute sich, wenn durch ihr schmetternd Lied
 Die Lerche minder Kunst verrieth.
 O, sprach sie, wenn ich doch ein Lied
 Gleich seinen hohen Liedern sänge!
 Und sang, indem sie dieses sprach,
 Dem Nachbar eifersüchtig nach,
 Verliebte sich in seine fremden Gänge,
 Und qualte sich, den angebohrnen Ton
 Durch den erlernten zu verdringen,
 Und trug, nach vieler Müß, zuletzt das Glück
 davon,
 Canarisch fehlerhaft zu singen.

O, sprach die Nachtigall, die lang ihr zugehört,
 Wie sinnreich bist du nicht, mein Ohr und deins
 zu quälen!
 Dich hatte die Natur vortrefflich seyn gelehrt,
 Und sieh, nun lehrt der Zwang dich fehlen.

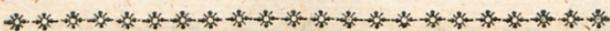
Elpin

* * *

Elpin schreibt niedrig und schreibt schön;
 Cleanth schreibt hoch. Elpin wünscht ihm zu
 gleichen.

Wie theuer kömmt es ihm zu stehn!
 Er sucht Cleanthen zu erreichen,
 Und äfft ihn nach, und muß ihm weichen,
 Und schreibt und denkt für keinen Menschen schön.





Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemer-
 fet habe;

So sagte Fris, ein kleiner munt'rer Knabe,
 Und hüpf't, indem er dieses sprach,
 Von seinem Jugendglück gerühret,
 Von seinem Philax angeführet,
 Dem Vater schon von weitem nach.
 Kaum trat er in den Busch, als ihn hier eine
 Mücke,

Dort wieder eine Mücke stach.
 Er schalt, und lief ein gutes Stücke,
 Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
 Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt er ihn.
 Gut, sprach er, stecht nur immer kühn,
 Ich will es nicht umsonst bethauern,
 Ihr findet hier heut euer Grab.
 Erbittert bricht er Ruthen ab,
 Und kämpft mit seinen Ungeheuern:
 Allein sie fanden nicht ihr Grab;
 Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu ste-
 chen,
 So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.

Ver-

Bermundet im Gesicht, auf beiden Händen
roth,

Eilt Friß dem Vater zu, und klagt ihm seine Noth.

„O sehn Sie nur, das nenn ich stechen!

„Ich hab's bald so, bald so versucht,

„Ich lief, ich schlug; und doch half weder Schlag
noch Flucht.,,

Friß, hub der Vater an, du hast's nicht recht ver-
sucht.

Geh ruhig fort, so kann ich dir versprechen,

Sie werden weniger, als wenn du schlägst, dich
stechen.

Ein kleiner Feind, dieß lerne fein,

Will durch Geduld ermüdet seyn.

Und trittst du einst, gleich mir, ins große Leben ein,

Und wirst um dich viel kleine Feind erblicken:

So achte nicht auf ihre Tücken;

Verfolge deinen Weg getrost, und denke fein

An die Geschichte mit den Mücken.



Die



Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
 Des Garns mit Noth entgangen war,
 Ließ sich der stolze Hänfling nieder.
 Mich dauert, sprach er, dein Gefieder.
 O, sage, wie es immer kam,
 Daß man dir deine Freyheit nahm?

Mich, sprach sie, lockte jene Flur,
 Und ich, zu lüstern von Natur,
 Flog hin; und tiefer im Getreyde
 Hört ich den Ton der Lieb und Freude.
 Ich lief; kaum naht ich mich dem Ton,
 So hatte mich das Netz auch schon.

Das Netz, sprach dieser, nicht zu sehn?
 Dir Flattergeist ist recht geschehn.
 Man muß, will man ein Glück genießen,
 Die Freyheit zu behaupten wissen.
 Und wenn ich noch so lüstern wär,
 Ein Netz, das fängt mich nimmermehr!

Er steigt und ruft noch: Merk es dir!
 Kurz drauf sieht sie den Freund, der ihr

Den

Den weisen Unterricht gegeben,
 Auf einer Vogelruthe kleben.
 Sprich, rief sie, wie es immer kam,
 Daß man dir deine Freyheit nahm?

Die Freundin, sprach er, gieng mir nah,
 Die ich in diesem Bauer sah.
 Sie rief, und durch das Glück bewogen
 Um sie zu sehn, kam ich geflogen.
 Nun weiß ich nicht, durch welche List
 Mein Fuß hier angefesselt ist.

Die Ruthe, sprach sie, nicht zu sehn?
 Dir Flattergeist ist recht geschohn.
 Man muß, will man ein Glück genießen,
 Die Freyheit zu behaupten wissen.
 Nun lerne, wenn dichs nicht verdrießt,
 Wie nah der Fall dem Sichern ist.



Der



Der Hochzeittag.

Wom Vater seiner Braut erhielt Philet das
 Glück,
 Mit Sylvien sich endlich zu vermählen,
 Und selbst den Tag mit ihr zu wählen.
 Welch ein vergnügter Augenblick
 Für ein Paar sehnsuchtsvolle Seelen!
 Sie sehn sich schmachtend an, und wählen.

Ihr Kinder, fuhr der Vater fort,
 Wollt ihr mir alten Mann noch eine Lieb erweisen:
 So fahrt, ich bin zu schwach, sonst würd ich mit
 euch reisen,
 Auf's Dorf, und laßt euch an dem Ort
 Und von des Priesters Hand, der mir mein Glück
 im Leben,
 Mein selig Eheweib gab, ganz still zusammen geben.

Philet reißt auf des Vaters Wort
 Mit seiner Braut an den bestimmten Ort.
 Seit gestern war er nun mit Sylvien verbunden,
 Und kam ist gleich aus einem Blumenstück
 Mit ihr und einem Kranz, von ihrer Hand ge-
 wunden,
 Entzückt von Lieb und Lenz, in sein Gemach zurück,
 Und

Und jeder Kuß und jeder Blick
 Vermehrte sein und seiner Schönen Glück.

In scherzender Vertraulichkeit
 Und an dem Tisch, auf dem ein Paar Pistolen
 Liegen,
 Die er vom Schuß noch gestern selbst befreyt,
 Steht er mit ihr allein, und tranken vor Ver-
 gnügen
 Ergreift er eins. Nun, fängt er scherzhaft an,
 Nunmehr bereut die kleinen Grausamkeiten.
 Wie viel habt Ihr mir deren angethan!
 Bestimmt Ihr Euch noch auf die Zeiten,
 Da ich umsonst vor Eure Fenster kam,
 Da Ihr mich Aermsten — — Sterbt, Ma-
 dam,
 Mit aller Eurer Kunst, die Herzen zu bestrieken,
 Mit Euern zauberischen Blicken,
 Mit Euerm Haar, so festlich schön es ist,
 Schieß her, spricht Sie mit lächelnden Geberden,
 Schieß her, wenn du so grausam bist.
 Er schießt. Ach Gott! und sie fällt todt zur
 Erden.
 Und wer beschreibet wohl seine Pein?
 Doch auch im größten Schmerz noch sein,
 Ruft er den Diener laut herein,

Und schließt die Thüre zu. „Wer lud mir die
 Pistolen?“
 Ich thats, weil mirs zur Reise nöthig schien.
 „Ich habe dir doch nicht befohlen?“
 Nein, Herr! Und gleich erschoss er ihn.
 Dann schrieb er diesen Brief: Ich, der vor wenig
 Stunden
 dich als den Glücklichsten dir, Vater, vorgestellt,
 Bin nach dem größten Glück, das je ein Mensch
 empfunden,
 Ist der Unseligste der Welt.
 Du dürftest du doch niemals wissen,
 Wie elend ich und du geworden sind — —!
 Getödtet von mir selbst, liegt sie vor meinen Füßen,
 Mein göttlich Weib, dein liebstes Kind.
 Mein Diener, dessen Schuld mich um ihr Leben
 brachte,
 Liegt schon durch gleichen Schuß gefällt;
 Ich aber, der ich mich mit Abscheu nur betrachte,
 Was sollt ich länger auf der Welt?
 Mein, deiner Tochter Tod soll gleich der meine rächen.
 Wenns möglich ist, o so versuch nicht ihren Mann!
 Ich bete noch für dich, wenn mir die Augen brechen,
 Der ich für mich nicht beten kann — —
 Man traf ihn neben ihr durchs Schwert ge-
 tödtet an.

Die



Die Elster und der Sperling.

Sin Sperling ließ sich auf den Stöcken
 Des Weinbergs recht vortrefflich schmecken,
 Und schluckte still die besten Beeren ein.
 Die Elster sahs mit scheelem Blicke,
 Und wollte von des Sperlings Glücke
 Nicht bloß ein ferner Zeuge seyn.
 Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
 „Wie? darf ich meinen Augen glauben?
 „O welcher Vorrath! Ja gewiß,
 „So reif, Herr Sperling, und so süß,
 „Denn sie verstehn sich auf die Trauben,
 „War, was nun auch der Winzer spricht,
 „Der Wein seit vielen Jahren nicht.,,
 Der Winzer hört der Elster Lobgedicht,
 Und zwingt die Gäste fortzusteigen.
 O, sprach der Sperling, welch Vergnügen
 Entziehst du mir, du Schwägerinn!
 Willst du der Frucht in Ruh genießen,
 So muß es nicht der ganze Weinberg wissen.
 Siehst du denn nicht, wie still ich bin?
 Drum schweig und komm, den Berg noch einmal
 durchzustreifen.

Sie thut's, und frist mit ihm ganz still.
 „Ein einzig Wort, Herr Spaz, ich kann es nicht
 begreifen,
 „Warum mir's ist nicht schmecken will;
 „Die Trauben sind ja reif. Doch still!
 „Der Winzer läßt sich wieder hören.
 „Drum weißt du, was ich machen will,
 „Ich nehme von den blauen Beeren
 „Mir eine Traube mit, sie ruhig zu verzehren.
 „Komm mit mir unter jenen Baum.
 Sie nimmt die Traube mit; und kaum
 Erreichte sie den sichern Baum,
 So schrie sie laut: O Sperling, welche Freude!
 Wie glücklich sind wir alle beide!
 In Wahrheit, glücklich bis zum Neide.
 So schrie sie noch, als schon ein Schwarm von
 Elstern kam,
 Und das gepriesne Glück ihr nahm.



Du, der sein Glück der ganzen Welt entdeckt,
 O Schwärmer, lern ein Gut genießen,
 Das, weil es wenig Neider wissen,
 Uns sicherer bleibt, und süßer schmeckt!



Der Geheimnißvolle.

Mit sehr geheimnißvollen Minen
Tritt Strepthon in Crispinens Haus,
Studirt beym Eintritt bald Crispinen,
Und bald die Seinen seitwärts aus.

Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit.
Er steht und schweigt, und sagt durch Schweigen
Die wichtigste Begebenheit.

„Mein Herr, hat sich was zugetragen?
„O reden Sie! Wir sind allein.
„Was giebt's? „Umsonst sind alle Fragen.
Er wiederholt sein mystisch Nein.

O lern doch, unvorsichtge Jugend,
Die laut von allen Sachen schreyt,
Bom Strepthon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutsamkeit!

Nachdem er den Crispin beschworen,
Das zu verschweigen, was er sagt:
So zischelt er ihm in die Ohren:
Der König fuhr ist auf die Jagd.

~*~

B 2

Die



Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden,
 Frey im Gemach, ihr Lied oft sang,
 Und ungewohnt, den Wiederhall zu leiden,
 Der aus dem nahen Zimmer drang,
 Mit desto stärker Stimme sang;
 Saß ihr dem Spiegel gegenüber,
 Und sang, und sah ihr eignes Bild,
 Und floß, mit Eifersucht erfüllt,
 Von schmetternden Gesängen über;
 Und bildete zu ihrer Pein,
 An ihrem eignen Widerschein
 Sich einen Nebenbuhler ein.

Noch oft erhöhte sie die Stimme;
 Allein umsonst war Kunst und Müh,
 Stets sang der Wiederhall, wie sie.
 Sie schoß darauf mit ehrsüchtvollem Grimme
 Auf ihren Nebenbuhler zu,
 Den ihr der Spiegel vorgelogen,
 Und starb, sich selbst zu sehr gewogen,
 Fast so, Ruhmsüchtiger, wie du,
 Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.



Die beiden Wandrer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht.
 O Belten, nimm dich ja in Acht,
 Sprach Kunz, von Schrecken eingenommen,
 Damit wir nicht vom Wege kommen.
 Dort läßt sich schon ein Irrlicht sehn.
 Nur daß wir uns nicht selber blenden,
 Und uns nach diesem Lichte wenden;
 Sonst ist es um den Weg geschehn.

Schon gut! rief Belten, eile nur.
 Doch Bruder, wenn ich die Natur,
 Und was ein Irrlicht sagen wollte,
 Nur einmal recht verstehen sollte.
 Studirte nennen es die Dunst,
 Die aus den Sümpfen aufgestiegen.
 Ich weiß nicht, ob die Leute lügen;
 Denn oft ist Lügen ihre Kunst.

Sprich, Belten, ob du thöricht bist;
 Du weißt nicht, was ein Irrlicht ist?
 O dürft ichs nur bey Nachtzeit wagen!
 Ich wollte dirs wohl anders sagen.

Ist's wahr, daß du kein Irrlicht kennst,
 Und bist schon nah an dreßsig Jahre?
 Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
 Ein Irrlicht, das ist ein Gespenst.

Den Drachen hast du doch gesehn,
 Der, wie zu Stephens Zeit geschehn,
 Bey Kleindorf im Vorüberziehen
 Getrend und Kälber ausgespien.
 Das, was der Drach im Großen heißt,
 Nenn ich das Irrlicht gern im Kleinen;
 Denn da sie nur bey Nacht erscheinen,
 So sind sie wohl kein guter Geist.

Nein Kunz, nein, sag ich! Nimmermehr!
 Ein Irrwisch ist kein wütend Heer.
 Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,
 Muß die Gespenster besser kennen.
 Ein Rübezahl, ein solches Thier,
 Als zu Gehofen ehedessen
 Die Ruch im Edelhof besessen,
 Dieß sind Gespenster, glaube mir.

Ein Irrwisch muß was anders seyn.
 K. Wie, Welten, nennst du diesen Schein?
 B. Ich nenn ihn Irrwisch. K. Ist's erhöret?
 Wer hat dich wieder das gelehret?

Ein

Ein Irrlicht heißt's, kein Irwisch nicht;
 So spricht man ja mein Lebetage.
 B. So spräche man? Nein, Kunz, ich sage,
 Daß alle Welt ein Irwisch spricht.

K. Schweig, Belten, das klingt lügenhaft.
 Ich hab es auf der Wanderschaft,
 Und, Bruder, ohne viel zu schwören,
 Von Meistern Irrlicht nennen hören.
 So stritten sie noch lange Zeit
 Ist um die Sach, ist um den Namen,
 Bis sie zuletzt vom Wege kamen;
 Und schimpfend schlossen sie den Streit.

* * *

So streiten unstudirte Belten
 Um Sachen, die sie nicht verstehn,
 Und endigen den Streit mit Schelten.
 Die Thoren sollten erst zu den gelehrten Belten
 Und Kunzen in die Schule gehn!
 Die streiten dialectisch schön,
 Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten,
 Um Dinge, die sie ganz verstehn,
 Und fehlen ihres Weges selten,
 Weil sie den Weg der Schulen gehn;
 Denn da läßt sich kein Irrlicht sehn.



B ;

Das

Das Glück und die Liebe.

Ginst wollten Lieb und Glück sich sichtbar
überführen,
Wer stärker sey, des Menschen Herz zu rühren;
Und Semnon, wie die Sag erzählt,
Ein Mann, der oft das Glück um seine Günst
gequält,
Ein Mann, in seinen besten Jahren,
Ward, um an ihm es zu erfahren,
Bom Glück und von der Lieb erwählt.

Das Glück bot alles auf, was je der Mensch
geschäht.
Was seine Sinne rührt, was je sein Herz ergeht,
Woburch der Stolz sich hebt und zur Bewundrung
eilet,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon ist
ertheilet.
Er sah sich reich, und Marmor schloß ihn ein.
Sein Zimmer schien der Freuden Thron zu seyn;
Und täglich wuchs die Pracht der schon geschmück-
ten Wände
Noch durch der Künstler kluge Hände;

Und

Und täglich wuchs im Speisesaal
 Der Schüsseln und der Diener Zahl,
 Mit ihnen der Bewunderer Menge,
 Und der Klienten Lobgesänge
 Bald fiel ein reiches Erb an ihn,
 An das er nicht gedacht; kaum war ihm dieß ver-
 liehn:

So zog das Glück durch seine Künste
 Schon in den reichsten Lotterien
 Für seinen Freund die Hauptgewinnste.
 So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht,
 Bald was sein Kux, bald was sein Schiff gebracht;
 Und so viel Gunst aus seines Glückes Händen
 blieb alle Pracht zu wenig zu verschwenden.
 Er schloß, berauscht von Freuden, ein,
 Stund auf, den Freuden sich zu weihn.
 Sein Wink war der Verehrer Wille,
 Und jeder Tag ein Fest des Glückes und der Fülle.

Wer zweifelt, sprach das Glück, daß mir der
 Ruhm gebühret?
 Ist Semnon nicht unendlich sehr gerühret?

Vielleicht, versetzt darauf die Liebe,
 Rühr ich sein Herz durch stärkere Triebe;
 Er soll Serinen sehn. Ihr unschuldsvoller Blick
 Besiegt vielleicht dich, mächtigs Glück!

Er

Er sah nunmehr die göttliche Serine.
 Ihn rührt der Reiz der edlen Mine;
 Doch mehr, als ihr beredt Gesicht,
 Das Herz, das aus Serinen spricht.
 Schon scheint der Glanz von seinen Schätzen,
 Schon sein Pallast, schon Freund und Wein,
 Schon die Musik ihn milder zu ergehen.
 „Wie glücklich, wär ihr Herz erst mein,
 „Wie glücklich würd ich dann nicht seyn!
 „O Liebe lehre mich, dieß Herz mir zu verdienen,
 „Und sprich: wodurch besiegt ich einst Serinen?
 Sey, spricht sie, kein Verschwender mehr,
 Gib Schmeichlern weiter kein Gehör.
 Schon ist er kein Verschwender mehr,
 Schon giebt er Schmeichlern kein Gehör.
 Such deine Lust in stillern Freuden;
 Sey gütig, liebeich und bescheiden;
 Und liebe nicht dein Glück zu sehr.
 Schon suchte Semnon stillre Freuden;
 Schon ward er liebeich und bescheiden;
 Serine floh ihn schon nicht mehr,
 Serine gab ihm schon Gehör,
 Und ward die Seele seiner Freuden.

Die Liebe, sprach das Glück, scheint Semnon
 vorzuziehn?
 Allein mehr als zu bald soll er Serinen fliehn.

So

So viel ich ihm geschenkt, so viel sey ihm entrissen!
Wird ihm die Liebe wohl der Armuth Quaal ver-
süßen?

Daß Glück verließ ihn drauf, und Semmons Gut
verschwand.

Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam
mehr ans Land.

Sein Reichthum ward der List und der Gewalt
zur Beute,

Und nichts blieb ihm von dem, was sonst sein Herz
erfreute,

Nichts, als sein treues Weib; im widrigsten Geschick
Sein Beystand und auf stets sein Glück.

Durch Fleiß entrissen sie sich der Gefahr zu darben,
Und froh genossen sie, was sie durch Fleiß erwarben.

Umsonst, versprach das Glück, ihn doppelt zu
erfreun,

Wenn er der Lieb entsagen wollte.

Nein, rief er, wenn ich auch ein Erösus werden sollte,
Gieng ich doch nie dein Auerbieten ein.

Die Liebe läßt mich weiser seyn,
Als daß ich dich mir wieder wünschen wollte.

Serine, komm! Mein Herz bleibt dein;
Viel besser ohne Glück, als ohne Liebe, seyn.

„Ja, Semmon, ja, mein Herz ist dein;
„Viel besser ohne Glück, als ohne Liebe, seyn.“



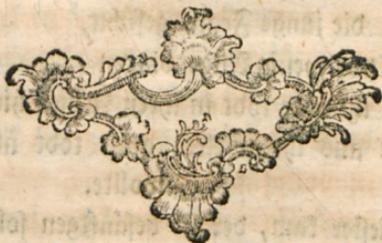
Der

Der Affe.

Raum hatte noch des Schneiders Hand
 Ein buntes comisches Gewand
 Dem muntern Affen umgehangen :
 So gab sein Rock ihm das Verlangen,
 Sich in dem Spiegel zu besehn.
 In Wahrheit, sprach er, ich bin schön.
 So viel ich mir geschmeichelt habe,
 So kann dem jungen Herrn der Rock nicht besser
 stehn.
 Komm, rief er, kleiner Edelknabe!
 Wir müssen uns zugleich im Spiegel sehn.
 Er kam. Der Aff erschrock, verzerrte das Ge-
 sicht,
 Stieß an den Hut, und rückte die Perücke;
 Und doch glich er dem Junker nicht!
 Der Spiegel warf, was er empfing, zurücke,
 Ein närrisch haarichtes Gesicht
 In einer struppichten Perücke.
 Der Junker lacht. Pfu, hub der Aff erbit-
 tert an,
 Pfu, Spiegel, wie du lügst! Was hab ich dir
 gethan?
 Der Spiegel läuft darauf von seinem Hauchen an,
 Und

Und zeigt ist keinen Affen weiter.
 Das dacht ich, rief er sehr erfreut,
 Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
 Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter.

Schon eilte Junker Fritz mit der Begehrtheit,
 Sie dem Magister zu erzählen;
 Und diesem kommt es gar nicht fehlen,
 Mit einer nützlichen Moral,
 Er war gelehrt, sie zu beseelen.
 Nun, sprach er, setzen Sie einmal
 Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
 Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
 Der Thor, der sich vor ihrem Lichte scheut,
 Verhüllt sie drauf in Dunkelheit,
 Und schmeichelt sich, sie sey nicht helle.



Die Wittwe.

Ein Märchen.

Dorindens junger Ehegatte,
Den sie so lieb wie sich, und wohl noch lie-
ber hatte — —

Noch lieber? wirft der Spötter ein
Und lachet höhnisch; doch er lache!
Durch eine Spötterey hört eine wahre Sache
Drum noch nicht auf gewiß zu seyn.

Genug, der Tod entriß Dorinden
Sehr früh den treuesten, besten Mann;
Und ich kann keine Worte finden,
So leicht man im Affect sie sonst auch finden kam,
Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
Was sie, die junge Frau, gefühlt,
Die ihn vor wenig Augenblicken
Gesund, ist aber todt in ihren Armen hielt,
Und ihn aus ihrem Arm auch todt nicht lassen
wollte.

Der Priester kam, der sie besänftgen sollte;
Die ganze Freundschaft kam; doch nichts bewegte sie.

Je mehr man tröstete, je mehr Dorinde schrie.

Man

Man mußte mit Gewalt sie von dem Todten
bringen.

Ein unaufhörlich Händeringen

War alles, was sie that; und ein entsetzlich Ach

War alles, was sie trostlos sprach.

Dies trieb sie länger noch als vier und zwanzig

Stunden.

Indessen hatte sich der Nachbar eingefunden,

Ein Mann, geschickt in Holz zu haun.

Er sah Dorindens Schmerz, und theils auf, ihr

Begehren,

Theils als ein Freund den Seligen zu ehren,

Und seinen Untergang im Tode vorzubauen,

Entschloß er sich, in Holz ihn auszubauen.

Es glückt des Künstlers weisen Händen,

Das Werk in kurzem zu vollenden;

Und Stephan stund in Lebensgröße da.

Ein Meisterstück pflegt bald bekannt zu werden;

Das Volk lief zu und schrie, so balds den Ste-

phan sah:

Ach Himmel, ach! das ist er. Ja!

Seht nur die lächelnden Geberden,

Seht nur den aufgeworfnen Mund!

Nein, ähnlicher kann nichts gefunden werden;

So sah ich ihn noch jüngst, als er Gevatter stund.

C

Man

Man brachte den geschinigten Gatten,
 Der noch allein der Wittwe Trost verlieh,
 Ins zweyte Stock, wo er und sie
 Ein ganzes Jahr vergnügt geschlafen hatten.
 Hier schloß sie sich mit ihm in ihre Kammer ein,
 Und suchte Ruh in Schmerz und Pein,
 Und hielt's für ihre Pflicht, mit ganzen Strömen
 Zähren,
 Um seiner ewig werth zu seyn,
 Ihn noch im Tode zu verehren.
 Wer kann wohl mehr von einer Frau begehren?

So saß Dorinde viele Wochen,
 Und hatte, wie mein Wahrman sagt,
 Kein lebendes Geschöpf seit dieser Zeit gesprochen,
 Als ihren Hund und ihre Magd.
 Und heute wars nach so viel bangen Wochen
 Das erstemal, daß sie aus ihrem Fenster sah.
 Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.
 Schnell kam die Magd mit schlaunen Minen:
 „Madam, es fragt ein Herr nach Ihnen,
 „Ein schöner Herr, fast wie der selge Mann;
 „Er hat etwas bey Ihnen auszurichten,
 „Das er mir nicht vertrauen kann.“
 Du kannst, sprach sie, nur was erdichten,
 Ich gehe nicht von meinem lieben Mann.
 Und kurz, du darfst ihn nur berichten,

Ich

Ich wäre krank vor vielem Gram;
Denn ach! kein Wunder wärs — —

„Dieß geht nicht an, Madam,
„Er hat Sie schon, indem er angekommen,
„An Ihrem Fenster wahrgenommen.
„Sie müssen mit herunter kommen;
„Der fremde Herr ruht eher nicht.
„Er hat was wichtigs anzubringen.
„Ich dächte doch, Madam, Sie giengen.

Die junge Wittwe steht bestürzt,
Umarmt mit einem schnellen Feuer
Das Bild, mit dem sie sich zeither die Zeit verkürzt,
Und nimmt den Fremden an. Wer wird er seyn?
Ein Freyer? Vielleicht giebt uns die Magd Bericht.

Sie horcht schon an der Thür; allein sie kann
nichts hören,
Als den betrübtten Ton, mit dem Dorinde spricht.
Der Nachmittag verstreicht. Der Fremde geht
noch nicht.
Sollt er denn gar ihr Gast zu seyn begehren?

Dorinde kömmt und zwar allein.
Sie wird sich wohl einmal am Bilde setzen wollen.
Magd, fängt sie an, sprich, was wir machen sollen?
Der Herr will mit Gewalt mein Gast den Abend seyn.

Du mußt geschwind die Kanne Schmerlen sieden.

„Ja, ja, Madam, ich bins zufrieden.“

Dorinde geht zurück. Die Magd durchsucht das Haus,

Zum Sieden hartes Holz zu finden.

Sie findet keins, und ruft Dorinden

In aller Angst geschwind heraus.

„Madam, ach lassen Sie sichs klagen,

„Es ist kein hartes Fischholz da.

„Soll ich das Bild herunter tragen,

„Es ist hart Holz, und es zerschlagen?“

Das Bild? Nein, nein — doch — — thus nur.

„Ja.

Was brauchst du mich denn erst zu fragen?

„Allein das Bild ist schwer, ich kanns allein nicht tragen.

„Zum Fenster gieng es wohl heraus.

Nun gut, so darfst du ja das Holz nicht erst zerschlagen.

Der Herr zieht künftig in mein Haus,

Da darf ich so nicht länger klagen.

Das Fenster öffnet sich; und Stephan fliegt heraus.

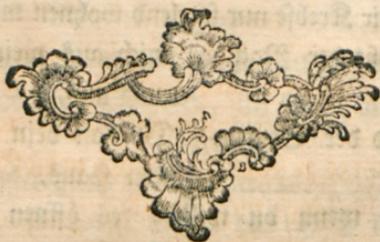


Der junge Krebs und die See- muschel.

Der Muschel, die am seichten Strande,
 Ihr Haus bald von einander bog,
 Bald wieder fest zusammen zog,
 Sah einst, mit Neid und Unverstande,
 Ein junger Krebs aus seiner Höhle zu.
 O Muschel, wie beglückt bist du!
 O daß wir Krebse nur so elend wohnen müssen!
 Bald stößt der Nachbar mich aus meiner Woh-
 nung aus,
 Und bald der Sturm. Du hast dein eigen stei-
 nern Haus,
 Kannst, wenn du willst, es öffnen und ver-
 schliessen.
 Vergönne mir nur einen Augenblick,
 Ich weiß, du gönnst mir dieses Glück,
 In deinem Schlosse Platz zu nehmen.
 Ich, sprach sie, sollte mich zwar schämen,
 In mein nicht aufgeputztes Haus,
 Denn in der That siehts ist nicht reinlich aus,
 Bornehme Herren einzunehmen.

Doch dienet es zu Ihrer Ruh,
 Auf kurze Zeit zu mir sich zu verfügen:
 So dien ich Ihnen mit Vergnügen;
 Wir haben Platz. Er kömmt. Sie schließt ihr
 Schloß fest zu.

Mach auf, schreyt er, denn ich ersticke.
 Bald, spricht sie, will ich dich befreyn;
 Sieh erst der Mißgunst Thorheit ein,
 Und lerne hier, mit deinem Glücke,
 Wenn dir's gefällt, zufrieden seyn.



Das Kind mit der Scheere.

Kind, hub die Mutter an, eins mußt du mir
versprechen:
Die Messer und die Gabeln stechen;
Drum rühre keins von beiden an.
„Allein die Scheere, sollt ich glauben,
„Die könnten Sie mir wohl erlauben?
Nichts weniger; was dich verletzen kann,
Sieh niemals als dein Spielwerk an.

Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verschönerten die Scheere.
Ja, spricht es zu sich selbst, wenn es die Gabel wäre,
Die hab ich lange nicht so lieb,
So ließ ich sie mit Freuden liegen,
Allein die Scheer ist mein Vergnügen,
Sie hat ein gar zu schönes Band.
Gesezt, ich rihte mich ein wenig in die Hand,
So hätte dieß nicht viel zu sagen.
So klein ich bin, so hab ich ja Verstand,
Und also werd ichs immer wagen,
So bald die Mutter nur die Augen weggewandt.

Doch nein, weil Kinder folgen müssen,
 So wär es ja nicht recht gethan.
 Nein, nein, ich sehe dich bloß an;
 O schöne Scheere, laß dich küssen!
 Ich rühre ja kein Messer an,
 So werd ich doch = = Schon griff es nach der
 Scheere.

Ja, wenn ich unvorsichtig wäre,
 Da freylich schnitte mich die Scheere;
 Allein ich bin ja schon mit ihr bekannt.
 So sprach's, und schnitt sich in die Hand.
 Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
 Ach, hub das Kind fußfällig an,
 Es kränkt mich sehr, daß ich's gethan.
 Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Scheere,
 Damit ich sie nicht mehr begehre,
 Und ohne Zwang gehorchen kann.

* * *

Dit sind wir Menschen dieses Kind.
 Versehn mit billigen Gesezen,
 Die göttlich und uns heilsam sind,
 Scheut sich das Herz, sie alle zu verlegen.
 Wir unterlassen, wie das Kind,

Die

Die Dinge, die wir wenig schätzen,
 Um die zu thun, die uns am liebsten sind.
 Die Neue kömmt. Wir sehn, wie sehr wir
 fehlen;

Dann denken wir, dann beten wir als Kind.
 Was heißt in vieler tausend Seelen:
 Bewahre mich, o Gott, vor dieser Missethat!
 Was heißt es? Wehre mir das Wählen,
 Damit mein Herz den Zwang nicht nöthig hat.



Die Affen und die Bären.

Die Affen haten einst die Bären,
 Sie möchten gnädigst sich bemühen,
 Und ihnen doch die Kunst erklären,
 In der die Nation der Bären
 Die ganze Welt des Walds zu übertreffen schien;
 Die Kunst, in der sie noch so unerfahren wären,
 Die Zungen groß und stark zu ziehn.

Vielleicht, hub von den Affenmüttern
 Die weiseste bedächt'g an,
 Vielleicht, ich sag es voller Zittern,
 Wächst unsre Jugend bloß darnum so siech heran,
 Weil wir sie gar zu wenig füttern.
 Vielleicht ist auch der Mangel der Geduld,
 Sie sanft zu wiegen und zu tragen;
 Vielleicht auch unsre Milch an ihren Fiebern schuld.
 Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen.
 Vielleicht ist selbst die Luft, die unsre Kinder trifft,
 Wer kann sie vor der Luft bewahren?
 Ein Gift in ihren ersten Jahren;
 Und dann auf Lebenszeit ein Gift.

Biel:

Vielleicht ist, ohne daß wirs denken,
 Auch die Bewegung ihre Pest.
 Sie können sich durch Springen und durch
 Schwenken
 Oft etwas in der Brust verrenken,
 Wie sich sehr leicht begreifen läßt;
 Denn unsre Nerven sind nicht fest.
 Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
 Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
 Das sie so lang und herzlich an sich drückt,
 Bis ihr geliebtes Kind erstickt.

Du, sprach die Bärrin, kannst noch fragen,
 Warum ihr so bestraft mit franken Kindern
 seyd?
 Nicht liegt's an Lust und Milch, und nicht an Obst
 und Magen.
 Ihr tödtet sie durch eure Weichlichkeit,
 Durch eure Liebe vor der Zeit.
 Gebt Acht auf unsern jungen Haufen;
 Wir nehmen sie, sobald sie laufen,
 Mit uns, in Hit und Frost, durch Fluren und durch
 Wald,
 So werden sie gesund und alt.

Was

Was macht viel Kinder siech? Vielleicht
 Natur und Zeit?
 Nein, mehr der Aeltern Weichlichkeit.
 O Reicher, soll dein Kind gesund in Städten
 blühen:
 So zieh es in der Stadt, wie es die Dörfer
 ziehen!



Der Leichtsinn.

Der Leichtsinn, wie die Fabel sagt,
Die Fabel aus den goldnen Jahren,
Ward von den Menschen einst verjagt,
Weil alle seiner müde waren.

Er floh zum Jovis, und bat um Aufenthalt.
Kaum sah Mercur die lustige Gestalt,
So fühlte er schon die Pflicht, dem Flüchtling bey-
zuspringen.

„So will dich alle Welt verdringen?

„Du dauerst mich. Komm, hüpf auf meine
Schwingen!

„Ich hoffe dich gut anzubringen.

„Komm, Paphos sey dein Aufenthalt!

Schnell bracht er ihn zur Venus kleinem Knaben.

Hier, Gott Cupido, fieng er an,

Schickt Ihnen Jovis den angenehmsten Mann,

Der schärfer, als Sie, sehen kann;

Sie sollen ihn zu Ihrem Führer haben.

Der Leichtsinn trat sein Amt mit Eifer an,

Das Amt, der Liebe vorzutragen,

Und soll, wie die gedachte Fabel spricht,

Von dieser Zeit an, seine Pflicht

Sehr selten unterlassen haben.



Der

Der reiche Geizhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern,
Und ungeschickt, mehr Schätze zu er-
werben,

Ward krank, und wollte doch nicht sterben;
Denn welcher Geizhals stirbt wohl gern?

Er wollte nach dem Doctor schicken;
Zum Glücke fiel ihm noch der harte Thaler

ein,
Den er genöthigt war, ihm in die Hand zu
drücken,

Und also ließ ers lieber seyn.

Doch mit dem Tod ist gleichwohl nicht zu
scherzen.

Der Alte fühlte neue Schmerzen,
Und rief den Priester in sein Haus,

Und bat sich zu verschiednen malen,
Denn dafür durst er nichts bezahlen,

Trost auf dem Krankenlager aus.
Der Priester wollt ihn igt verlassen.

Nach bet Er, sprach der Greis, Gott wirds zu Herzen fassen,
 Und komm ich von dem Lager auf:
 So geb ich Ihm die Hand darauf,
 Ich will mich dankbar finden lassen.

Ich weiß nicht, hat er für den Alten,
 Und wenn er hat, hat er mit Recht?
 Genug, das menschliche Geschlecht
 Sollt einen Geizhals mehr behalten;
 Es besserte sich mit dem Alten.

Der Priester wird geruft. Ich weiß wohl,
 sprach der Greis,
 Was ich Ihm einst geredt, wenn Ers gleich nicht
 mehr weiß.
 Hier seh Er selbst, was ich und meine Frau ersparten;

Ich zeig Ihm nur die seltenen Arten.
 Steht Ihm das große Goldstück an?
 Da sind sie noch von größerm Werthe;
 Doch weil sie Gott mir wunderbar bescherte,
 So hab ich ein Gelübd gethan,
 Nicht eins von allen auszugeben,
 Und sollt ich hundert Jahre leben.

Will Er nunmehr die Silbermünzen sehn?
 Ja, lieber Herr, auch die sind schön.
 Hier hab ich, glaub Er mirs, mehr harte Thaler
 liegen,
 Als ich und Er zusammen wiegen;
 Allein sie mögen immer liegen;
 Sie sollen alle für mein Haus.
 Doch laß Er uns noch weiter gehen.
 Hier sieht Er die Zwendrittel stehen,
 Da les Er eins für seine Kinder aus,
 Und bitt Er Gott um Seegen für mein Haus.



Und bist du weiser, als am Morgen?
 Dieß, lieber Sohn, dieß waren meine Sorgen,
 So fand ich denn von Zeit zu Zeit,
 Zu meinem täglichen Geschäfte
 Mehr Eifer, und zugleich mehr Kräfte,
 Und in der Pflicht stets mehr Zufriedenheit.
 So lernst ich, mich mit wenigem begnügen,
 Und steckte meinem Wunsch ein Ziel.
 Hast du genug, dacht ich, so hast du viel;
 Und hast du nicht genug, so wirds die Vorsicht
 fügen.

Was folgt dir, wenn du heute stirbst?
 Die Bürden, die dir Menschen gaben?
 Der Reichthum? Nein! Das Glück, der Welt
 genüßt zu haben;
 Drum sey vergnügt, wenn du dir dieß erwirbst.
 So dacht ich, liebster Sohn, so sucht ich auch zu
 leben.
 Und dieses Glück kannst du, mit Gott, dir selber
 geben.

Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
 Ist ein rechtschaffner Mann zu seyn.



Crispin und Crispine.

Daß oft die Weiber bis ins Grab
 Sich mit den Männern schlecht vertragen,
 Sind leider schon sehr alte Klagen,
 Die man uns oft zu lesen gab.
 Doch daß die Männer bis ins Grab
 So manche gute Gattinn plagen,
 Sind dieß nicht auch gerechte Klagen?
 Doch welcher Säng'er singt sie ab?
 Daß oft die Frau zum Zeitvertreibe
 Dem Manne zänklisch widerspricht,
 Darüber klagt manch Spottgedicht.
 Doch daß der Mann mit seinem Weibe
 Oft als mit einer Sklavinn spricht;
 Wie selten straft dieß ein Gedicht!
 Daß Weiber nicht zu folgen wissen,
 Darüber seufzt und klagt der Mann.
 Doch sollte man daraus nicht schließen,
 Daß Männer nicht zu herrschen wissen,
 Weil ihre Frau so schwer gehorchen kann?
 Daß Weiber gern dem Staate sich ergeben,
 Und leben, um gepußt zu leben,

Darüber sorgt der Mann sich grau.
 Doch daß die Männer sich dem Kalksinn gern er-
 geben,
 Nur sich, nicht ihren Weibern leben,
 Wie sehr beseufzt dieß manche Frau!
 Daß bey dem Reiz der äußerlichen Gaben
 Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
 Dieß ist vielleicht nicht selten wahr.
 Doch daß die Männer oft nur Geld und Schön-
 heit ehren,
 Der Frau, Verstand zu haben, wehren,
 Sie durch ihr Beyspiel Thorheit lehren,
 Und über Thorheit sich beschweren,
 Klingt in der That sehr wunderbar,
 Und dennoch ist's nicht selten wahr.

Drum, Männer, lest ihr, wie Crispine
 So herzlich den Crispin gehaßt:
 So legt's nicht gleich mit einer Männermine
 Der armen Frau allein zur Last.
 Und seyd ihr selbst unglückliche Crispine,
 So denkt, wenn euch Crispine haßt,
 Ob ichs vielleicht wohl gar verdiene?
 Und bessert euch. Vielleicht thuts auch Cris-
 pine.

Crispine

Crispine starb, und binnen wenig Tagen
 Starb auch Crispin, ihr Mann, schon nach,
 Und zwar vor lauter Schmerz und Ach,
 Wenn wir das Leichencarmen fragen.
 Doch viele wollten lieber sagen,
 Der Zorn hält ihn dahin gerafft;
 Allein der Zorn ist nicht der Männer Leidenschaft.

Genug er starb, und ward, weil ers so haben
 wollte,
 Daß sein Gebein bey der verwesen sollte,
 Die ihn gewartet und gepflegt,
 Zu seiner Frau ins Grab gelegt.
 So lag denn Mann und Weib in einer Gruft ver-
 einet,
 Und niemand hätte das vermeynet,
 Was nach der Zeit mehr, als zu oft, geschehn.
 Die Frau ließ sich bey ihrem Grabe
 Des Nachts im Sterbkleide sehn.
 Der Küster und des Küsters Knabe,
 Keins wollte mehr zum Morgenlauten gehn;
 Denn allemal ließ sich Crispine sehn,
 Und wies ganz ängstlich nach dem Grabe.

Der Küster wagts den neunten Tag
 Und ruft die sämtlichen Crispinen,

Macht dreymal erst das Kreuz, und sagt, wer ihn
 Und forschet und überlegt mit ihnen,
 Was doch die Ruh der Selgen stören mag.
 „Hat sie vielleicht im Tode was befohlen?“
 Nichts, fieng die Freundschaft an, nichts als den
 Leichenstein.
 Das, ruft der Küster, wird es seyn.

Man läßt geschwind den schönsten Grabstein
 holen;
 Der Steinmetz haut zwey Herzen in den Stein,
 Und diese Schrift vom Küster ein:
 „Hier ruht ein zärtlich Paar, voll gleicher Lieb und
 Treue,
 „Der Tod, der sie getrennt, vereinte beid aufs neue.“

Nun wird die Frau doch ruhig seyn?
 Nichts weniger. War sie zuvor erschienen,
 Erschien sie nur noch mehr, und noch mit bängern
 Minen,
 Und lief dem guten Küster nach,
 Und öffnete den Mund, als ob sie sprechen wollte;
 Allein ein unvernünftig Ach,
 Dieß war es alles, was sie sprach.
 Wer wußte nun, was das bedeuten sollte?

Man

Man öffnete das Grab. Es war kein Sarg
 verkehrt,
 Und wie man sie gelegt, so lagen sie noch heute;
 Zur Rechten er, und sie zur linken Seite.
 Nein, schrie der Küster, umgekehrt,
 Ihr, Todtengräber, seyd nicht werth

Der Sarg ward umgesetzt; allein die Folge
 lehrte,
 Daß nicht der Rang des Weibes Ruhe störte.
 Mich deucht, dieß ist der Schönen Fehler nicht.
 Und ist ers ja, wie mancher Spötter spricht:
 So ist ers doch im Grabe nicht.

Crispine ließ nicht nach, dem Küster zu er-
 scheinen.
 Sie weinte so, wie Schatten weinen,
 Wies immer auf ihr Grab, und machte mit der
 Hand
 Ein Zeichen, das zuletzt der Küster doch verstand.
 Er ließ noch diese Nacht den Todtengräber kommen.
 Der Mann ward aus der Gruft genommen,
 Und weit davon besonders eingescharrt.
 Und noch in beider Gegenwart
 Verschwand die Frau mit heitern Mienen,
 Und ist seitdem nicht mehr erschienen.

✻ * ✻

Der Jüngling und der Greis

Wie fang ich an, um mich empor zu
schwingen?

Fragt einst ein Jüngling einen Greis.

Der Mittel, fieng er an, um es recht hoch zu bringen,
Sind zwey bis drey, so viel ich weiß.

Seyd tapfer! Mancher ist gestiegen,
Weil er entschlossen in Gefahr,

Ein Feind von Ruh und von Vergnügen,
Und durstig nach der Ehre war.

Seyd weise, Sohn. Den Niedrigsten auf Erden
Ists oft durch Wiß und durch Verstand geglückt,

Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden;
Zu beiden macht man sich durch Zeit und Fleiß

geschickt.
Dieß sind die Mittel großer Seelen.

„Doch sie sind schwer. Ich wills Ihm nicht ver-
heelen,

„Ich habe leichtere gehofft.
Gut, sprach der Greis, wolt ihr ein leichtres wählen;

So seyd ein Narr, auch Narren steigen oft.

Ende der Fabeln und Erzählungen.



.....

Die Freundschaft.

Sey aber Freund: wie viel verliert dein Leben!
 Wer wird die Trost und Rath im Unglück
 Und dich verlässt im Elend verlassen?
 Wer wird mit dir dein Glück und Unglück
 Theilen?
 Oh, wenn du dich mit Feind umgeben siehst,
 In die Gefahr der Feinde dich zu sehn!

Die Freundschaft.

Sprech nicht: Wo sind der Freundschaft Zeichen?
 Wer hält den Feind, den ich mit mir vertheile?
 Wer sieht den Feind, den ich erhascht?
 Ich lache nicht! Ich nicht nach die Feind!
 Doch ich we auch, wenn wir uns Freunde nennen,
 Wenn auf Tugend und Verdienst?
 Und Tugend ist ein gutes Zeichen,
 Weil er nicht den Feind, den ich vertheile,
 Und weil im Umgang nicht er ist,
 Das Feind, den ich erhascht, den ich vertheile,
 Das Feind, den ich erhascht, den ich vertheile,
 Das Feind, den ich erhascht, den ich vertheile,
 Das Feind, den ich erhascht, den ich vertheile.



Die Freundschaft.

Sey ohne Freund; wie viel verlierst dein Leben!
 Wer wird dir Trost und Muth im Unglück
 geben,

Und dich vertraut im Glück erfreun?

Wer wird mit dir dein Glück, und Unglück
 theilen,

Dir, wenn du ruffst, mit Rath entgegen eilen,

Und wenn du fehlist, dein Warner seyn?

Sprich nicht: Wo sind der Freundschaft selten
 Früchte?

Wer hält den Bund, den ich mit ihm errichte?

Wer fühlt den Trieb, den ich empfand?

O Klage nicht! Es giebt noch edle Seelen.

Doch sehn wir auch, wenn wir uns Freunde wählen,

Genug auf Tugend und Verstand?

Aus Eitelkeit für jenen sich erklären,

Weil er vielleicht begehrt, wie wir begehren,

Und weil sein Umgang uns gefällt;

Das Herz ihm weihn, noch eh wir seines kennen,

Aus Eigennuz ihm unsre Zeit vergönnen;

Dies ist nicht Freundschaft, dieß ist Welt.

Um

Um einen Freund von edler Art zu finden,
 Mußt du zuerst das Edle selbst empfinden,
 Daß dich der Liebe würdig macht.
 Hast du Verdienst, ein Herz voll wahrer Güte:
 So Sorge nichts; ein ähnliches Gemüthe
 Läßt deinen Werth nicht aus der Acht.

Du mußt für dich und die Empfangneit
 Erst Sorgfalt genug, gung Ehrerbietung haben;
 Und deinem Herzen nichts verzeihn.
 Du mußt dich oft, ohn Eigennus zu dienen,
 Du mußt dich stets, gerecht zu seyn, erkühnen.
 Und daß es andre sind, dich freun.

Ein Herz, das nie sich selbst mit Ernst bekäm-
 Nie Stolz und Neid und Eigensinn gedäm-
 Liebt dieses Herz wohl dauerhaft?
 Wie bald wirds nicht durch kleine Fäll ermü-
 den!
 Es fühlet sich, und stört der Freundschaft Frie-
 den
 Durch ungezähmte Leidenschaft.

Hast du das Herz, mit dem du dich ver-
 bunden, dem deinen gleich, der Liebe werth gefunden:
 So thue, was die Weisheit spricht.
 Sie heißt in ihm dich jede Tugend ehren,
 Wie sehr du liebst, durch Thaten ihn belehren,
 Und macht sein Glück zu deiner Pflicht.

Sie legt dir auf, sein Gutes nachzuahmen.
 Du ahmst es nach, und du belebst den Saa-
 men
 Der Eintracht und der Zärtlichkeit.
 Du sorgst mit Lust für deines Freundes Ruhe,
 Er, ob er gnug, dich zu verdienen, thue;
 Und eure Treu wächst durch die Zeit.

Dein Freund, ein Mensch, wird seine Fehler
 haben;
 Du duldest sie bey seinen größern Gaben,
 Und milderst sie mit sanfter Hand.
 Sein gutes Herz bedient sich gleicher Rechte,
 Begeistert deins, wenns minder rühmlich
 dünkt,
 Und sein Verstand wird dein Verstand.

Wenn,

Wenn, ungewiß bey meiner Pflicht, ich wankte,
 Wie stärkt mich oft der selige Gedanke:
 Was that Arift bey dieser Pflicht?
 Verfahre so, als wär er selbst zugegen.
 So giebt ein Blick auf ihn mir ein Vermögen;
 Und der erst wankte, wankt ist nicht.

Ein gleicher Zweck, des Geistes höchste
 Freude,
 Der Weisheit Glück, vereint und führt uns beide;
 Denn ich und er, sind beid ihr Freund.
 Ein gleiches Gut, das höchste Gut der Erden,
 Der Tugend Glück, läßt uns zufriedner wer-
 den;
 Denn nur für sie sind wir vereint.

Ich eile froh, sein Glück ihm zu versüßen;
 Doch daß ichs that, soll er nicht immer
 wissen;
 Mein Herz belohnt mich schon dafür.
 Und wenn ich ihm vor seinen Augen diene,
 Entzieh ich doch dem Dienst des Dienstes
 Mine,
 Als nützt ich minder ihm, denn mir.

Theilt

Ertheilt er mit mir die Last der größern Sor-
gen:

So bleibt von mir die Kleinst ihm nicht verborgen,
Und schwindet in Vertraulichkeit.
Kaum klag ichs ihm, was mich im Stillen drücket:
So hat sein Blick oft schon mein Herz erquicket,
Eh mich sein Mund mit Trost erfreut.

Entfernt von ihm wird mir ein Glück zu
Theile;
Und wenn im Geist ichs ihm zu sagen eile,
Wird mir dieß Glück gedoppelt süß.
Entfernt von ihm drohn mir des Unglücks Pfeile;
Und wenn im Geist ichs ihm zu klagen eile,
So fühl ich minder Kummerniß.

Wenn wir vertraut, mit aufgewecktem Herzen,
Nach reifem Ernst, die Stund uns froh verscher-
zen:
So bildet der Geschmack den Scherz.
Den Wis, den Geist, die uns ist scherzen leh-
ren,
Beseelt die Lieb; und daß wir uns verehren,
Vergißt auch nie das muntre Herz.

Sollt

Sollt sie ein Zwist der Freundschaft Ruhe
 kränken,
 Sollt übereilt ich ihr zum Nachtheil denken,
 Und meinem Freund ein Anstoß seyn:
 So eil ich schon, den Fehler zu gestehen.
 Wars klein von mir, ihn hitzig zu begehen:
 So ist es groß, ihn zu bereun.

Mensch, lerne doch dein Leben dir versüßen,
 Und laß dein Herz von Freundschaft überflüssen,
 Der süßen Quelle für den Geist!
 Sie quillt nicht bloß für diese kurzen Zeiten;
 Sie wird ein Bach, der sich in Ewigkeiten
 Erquickend durch die Seel ergießt.

Dort werd ich erst die reinste Freundschaft
 schätzen,
 Und bey dem Glück, sie ewig fortzusetzen,
 Ihr heilig Recht verklärt verstehn.
 Dort werd ich erst ihr ganzes Heil erfahren,
 Mich ewig freun, daß wir so glücklich waren,
 Fromm mit einander umzugehn.





Der Ruhm.

Was ist das Gut, nach dem du strebst,
Der Ruhm, für den du lebst und stirbst?
Wage, dein Freund, ihn zu betrachten!

Der Ruhm.

Wach' dich, wenn dich ein Großer ehrt,
Der Zeit an seine Seite setz,
Und laß dich seinen Trostsel schenken!
Auch aus dem Reich der Welt ist bekannt,
Dann lebst du mit der ganzen Land
Groß, wie man dich ehret.

Was ist der Große, der dich ehret?
Sich, so ist es der Herrscher ehret?
Sag' du im Stillen und in dem Gemüth:
Belohnt mich die Welt mit Ruhm und Ehre?
Wach' dich, denn das, was man ehret,
Dauert nicht für immer.



Sollt ich ein Kind der Freundschaft Heiß
Nennen, so wüß ich nicht, was ich dir
Sollt ich dich die gute Rathheit nennen,
Und meinen Freund von dir, so wüß ich nicht
Sodann ich dich, den Herrn, so wüß ich nicht
Wäre nicht die Zeit, die dir nicht gegeben:
So ist es groß, die ja der Herr, so wüß ich nicht

Sollt ich dich die gute Rathheit nennen,
Und meinen Freund von dir, so wüß ich nicht
Sodann ich dich, den Herrn, so wüß ich nicht
Wäre nicht die Zeit, die dir nicht gegeben:
So ist es groß, die ja der Herr, so wüß ich nicht

M A R T I N

Die weltliche welt, die dir nicht gegeben:
Die weltliche welt, die dir nicht gegeben:
Equidant durch die Welt gegeben:

Doch wird ich dich die gute Freundschaft

Die dir nicht gegeben:

Der Ruhm.

Was ist das Gut, nach dem du strebst,
 Der Ruhm, für den du denkst und lebst?
 Wags, du sein Freund, ihn zu betrachten!
 Gewährt er, was er dir verspricht,
 So bleib ihm treu. Gewährt ers nicht,
 So lern ihn dreist verachten.

Welch Glück, wenn mich ein Großer schätzt,
 Der Fürst an seine Seite setzt,
 Und laut mir seinen Beyfall schenket!
 Alsdann wird mein Verdienst bekannt;
 Dann denkt von mir das ganze Land
 Groß, wie mein Ehrgeiz denkt.

Wer ist der Große, der dich ehrt?
 Sprich, kennt er der Verdienste Werth?
 Setz ihn im Geist aus seinem Stande!
 Vielleicht wird dir sein Beyfall klein;
 Vielleicht hältst du, ihm werth zu seyn,
 Nunmehr für eine Schande.

Wenn ist des Dichters Lobgedicht,
 Der Redner göttlich von dir spricht,
 Und laut dich die Geschichte preisen;
 Wenn, auf ihr Wort, die halbe Welt
 Dich für den größten Weisen hält;
 Wirft du darum zum Weisen?

Wächst deiner Tugend etwas zu,
 Gewinnet deines Geistes Ruh;
 Wenn viele deinen Namen hören?
 Bist du beglückt, in dir beglückt;
 Wenn Thor und Thöriin auf dich blickt,
 Und Länder dich verehren?

Suchst du den Ruhm nicht in der Pflicht,
 Giebt dir dein Herz den Beyfall nicht;
 Was wird dir andrer Beyfall nützen?
 Und hast du deinen Ruhm in dir;
 Was sorgst du kummervoll dafür,
 Den äußern zu besitzen?

Wenn jener deinen Namen liest,
 Gleichgültig nennt, und dann vergißt;
 Ist dieß ein schätzbar Glück zu nennen?
 Ist dieß die Welt, die von dir hört;
 Wenn gegen einen, der dich ehrt,
 Dich tausend noch nicht kennen?

Ist dieß des Nachruhms Ewigkeit;
 Wenn ein Scribent der Trockenheit
 Sich künftig an dein Leben waget?
 Und wenn dem Wandrer einst noch spät
 Der Stein, vor dem er müßig steht,
 Daß du zu früh starbst, saget?

Und ist das Glück so ungemein,
 Von einer Welt gerühmt zu seyn,
 Die oft den wahren Ruhm verkennet;
 Das Laster rühmet, wenn es gleißt,
 Die Wildheit Muth, den Unsin Geißt,
 Und Ehrsucht Größe nennet?

Du strebst mit Eifersucht und Angst,
 Damit du ihren Ruhm erlangst.
 Wohlan, du sollst ihn schnell erstreben!
 Doch welch unsichres Eigenthum!
 Vielleicht rent bald die Welt der Ruhm,
 Den sie dir schnell gegeben.

Die Zahl der Klugen ist nicht groß.
 Verlangst du ihren Beyfall bloß,
 So such ihn still in ihrer Sphäre.
 Der Kluge sieht auf dein Verdienst;
 Und bist du das nicht, was du schienst,
 So bist du sonder Ehre.

Erwirb dir Tugend und Verstand,
 Nicht, um sie, von der Welt genannt,
 Mit eitlem Stolze zu besitzen.
 Erwirb sie dir mit edler Müß,
 Und halte dieß für Ruhm, durch sie
 Der Welt und dir zu nützen.

Nicht deines Namens leerer Schall,
 Nicht deiner Tugend Wiederhall
 Muß dich zu großen Thaten stärken.
 Die Zeit, die Kräfte, großer Geist!
 Die du so laut dem Ruhme weihst,
 Die weihe still den Werken.

Erfüllst du, was die Weisheit spricht,
 Und gleicht dein Eifer deiner Pflicht;
 So wird der Ruhm ihm folgen müssen.
 Und wenn dem Werth ihn nicht erhält:
 So giebt dir ihn, Trotz aller Welt,
 Doch ewig dein Gewissen.



Vorbericht
zum Bande.

Das die Band einmal in der Gesellschaft
Cognome ist, und in jeder mit
sich sieht

Das Band.

Ein Schäferspiel.

Aus den Belustigungen des B. und W.
vom Jahre 1744.



Vorbericht zum Bande.

Da das Band einmal in der Frankfurtschen Sammlung steht, und ich sicher weis, daß es noch seine Liebhaber hat: so will ich ihm hier einen Platz vergönnen, ob ichs gleich mit einem heimlichen Widerwillen thue. Allein da ich nichts darinnen geändert habe: so muß ich auch nothwendig einige Anmerkungen dazu machen, damit dieses Gedicht dem guten Geschmacke in den Schäfergedichten nicht nachtheilig werde. Wäre das Landleben überhaupt das Schäferleben der Poesie: so würde das Band ein recht gutes Gedicht seyn, dieß kann ich ohne Eitelkeit sagen, und in seiner Art den Werth haben, den in der Malerey ein getreues Portrait hat. Ich würde mir unter der Daphne, der Mutter der Galathee, eine gute Landwirthinn, eine fleißige Pächterinn; unter ihrer Tochter ein gutes ehrliches Bauer mädchen, in den Geschicklichkeiten der Wirthschaft wohl erzogen, vorstellen. Ihr Montan würde ohngefähr des Schulzens oder Verwalters Sohn seyn, dessen Herz der Schulmeister noch so ziemlich gebildet, und in den sich Galathee ganz natürlich hätte verlieben können. In dieser Aussicht würden diese drey Personen, und auch die beiden

E 5

ändern

andern ihrem Charakter sehr ähnlich vorgestellt seyn; und ich wüßte nicht, wie sie anders hätten reden und handeln sollen. In dieser Aussicht würde das Stück ferner verschiedene lebhaftere Beschreibungen der Landwirthschaft, und hin und wieder drollichte Einfälle haben. Will man es also ein theatralisches Landgedicht nennen, so habe ich nicht viel dawider zu erinnern. Alsdann werde ich der Galathee recht gut seyn, daß sie solche hübsche Bänder wirken kann, die mancher Wortenwirker nicht besser machen soll; daß sie so haushälterig ist, und ihr klares Garn, das an der Sonne liegt, begießt. Alsdann wird mirs recht wohl gefallen, daß Mutter Daphne mit ihrer Tochter von Poley redt, der für das Kopfwelch hilft, ihr vorwirft, daß sie gestern auf die Hitze getrunken, ihr befiehlt, daß sie auf den Abend einnehmen, von ihren Kräutern einnehmen soll; daß Daphne ihre Tochter examiniret, was sie mit dem Strause machen will, den sie in der Hand hat, und ihre Galathee schlau fragt, warum sie bey dem Namen Montan roth wird; daß Daphne von ihrem Sohne Damot rühmt, daß er ihr einen so schönen Rechen geschmizt, an dem oben Zinken stehn, und unten Zinken sind; daß er ihr einen Stab, geschmizt auf beiden Seiten, gebracht, dessen eine Seite ihn, und die andere seine Chloris vorstellen soll; daß sie ihrer lieben Tochter zwar die Zärtlichkeit, aber nicht das Lieben erlauben will; daß Myrtill von seinem Staare redt, den er die Namen Hylar und Chloris sprechen gelehrt; daß er

er dem Montan die Amsel wegnimmt; daß Galathee in der Hitze oft in sehr schnippischen Sprichwörtern, und alle Personen oft in sehr kurzweiligen reden, daß sie sagen, wie sie einander einen Streich gespielt, einander zuweisen zum Besten haben; daß Galathee zu ihrem Montan spricht: nun dieß gefällt mir noch, du hast recht überley; nein dießmal bin ich taub; ich bin beständig so, wenn ich nicht anders bin; gar auf mein Herz zu pochen? bey Phyllis? bey der Stolzen? So, jene spißt sie zu, und die verschießt die Bolzen? daß Myrtill zur Galathee sagt: du bist auch gar zu arg; ich dachte, was dir wäre; daß er spricht: ich geh und will den Hahn zur Sie in Bauer stecken; die Jungen bring ich dir, so bald die Alten hecken; daß die guten Kinder am Ende auf den Streit auch lustig seyn, eine frische Milch zusammen essen, und im Röhlen um Pfänder spielen, und insonderheit das Spiel: Was macht die Liebe? spielen wollen; alles dieses und noch hundert solche Züge mehr würden mir an diesem nicht ungesitteten Landvolke gefallen. Allein wenn das Schäfergedicht keine bloße Nachahmung des Landlebens, oder doch nur die feinste Nachahmung ist; wenn es mehr ein erdichtetes Schönes zu seinem Gegenstande hat; wenn es das Mittel zwischen dem Land- und Stadtleben hält; wenn es sich von der Plumpheit und dem Ekelhaften des Bauernstandes eben so wohl, als von dem Zwange und der List des Stadtlebens entfernen, das
Land

Land mit allen seinen Annehmlichkeiten, und abgefondert von allen seinen Beschwerlichkeiten, vorstellen muß; wenn die Schäfer Geschöpfe sind, die sich uns nicht allein durch die Einfalt der Sitten, sondern durch eine liebenswürdige Einfalt derselben, nicht allein durch Offenherzigkeit, sondern durch eine unschuldige einnehmende Offenherzigkeit empfehlen müssen; wenn ihre Liebe mit einem gewissen natürlichen Wiße verbunden, ihr Vergnügen auf dem Lande mehr ein Geschenk der Natur, als eine Frucht mühsamer Arbeiten seyn muß; wenn ihre Sprache zwar leicht und ungekünstelt, aber doch die Sprache der feinem Empfindungen seyn muß; wenn ihre Beredsamkeit nicht darinne besteht, daß sie von ihrem Schäferstabe, von ihrer Tasche, von ihrem Phylax, von Heerden, Milch und Obst reden; wenn gewisse Züge und Beschreibungen des Landlebens nur der Wahrscheinlichkeit und des Vergnügens wegen, das uns die Vorstellung der Natur zu geben pflegt, in diese Gedichte eingeflochten werden, und gleichsam nur die Einfassung des Gemäldes abgeben; wenn dieses, sage ich, die Anforderungen des Schäfergedichtes sind; so wird man sehr viel bey dem Bande zu erinnern finden. Ich will die Handlung des Stückes einen Augenblick beleuchten. Galathee sieht ein Band, das sie selbst gewirket, das sie zum Zeichen ihrer Liebe ihrem Montan gesendet, um den Hals der Phyllis. Sie wird erbittert, hält den Montan für untreu, sucht sich zu rächen, und erdrückt aus Rache bey Gelegenheit die Ansel, die
 Mon-

Montan von ihr bekommen hat, und die vortreflich singen kann. Der Knoten: Wird Galathee recht gesehen haben, oder nicht? War es auch ihr Band? Die Auflösung: Sie hat sich geirret, und sie bittet dem Montan ihre Hise und Eifersucht ab. Hat die Handlung genug Anziehendes? Ich zweifle sehr daran. Was in dem Stücke gefällt, sind mehr eingeschaltete Nebenumstände, als die Sache selbst. Der zweyte und achte Austritt können bey nahe ohne den geringsten Verlust der Handlung weggenommen werden. Sie geht also nicht durch das Stück fort. Daphne, die Mutter, ist überhaupt eine müßige Person, und nicht das Bedürfniß des Stückes, sondern des Poeten, der, um die Charaktere zu vervielfältigen, hier eine Mutter auftreten ließ. Sie kömmt und geht, gleich einem frommen Gespenste, ohne daß man weiß, warum? Die Auflösung hat wenig Unerwartetes! Galathee kömmt in dem letzten Austritte, nachdem sie vermuthlich bey der Phyllis sich genauer wegen des Bandes erkundiget, und gesteht dem Montan, daß sie sich geirret. Dieses wußten die Zuschauer lange. Montan hatte es ja in der Mitte des Stückes schon ehrlich genug betheuert, daß er ihr Band nicht weggeschenkt hätte. Vielleicht wäre die Auflösung besser geworden, wenn Phyllis das Band wirklich gehabt, es aber durch eine List, oder durch ein anderes Mittel, ohne daß es Montan wissen können, bekommen hätte, und selbst eine von den spielenden Personen gewesen wäre. Galathee drückt aus Rache gegen den Montan einer armen Amsel auf dem

Thea.

Theater den Kopf ein. Ein sehr blutdürstiges Unternehmēn für eine Schäferin! Wo bleibt die schäferische Unschuld der Sitten? Ist das nicht das jähzornige verliebte Bauermädchen, die ihrem Montan, wenn er nicht so demüthig geredet hätte, zur Noth gar in die Haare gefallen wäre? Aber es ist ja natürlich. Freylich ist dieses Natur, aber Natur des Dorfes, nicht des Schäferstandes. Von der Sprache habe ich schon geredt. Sie ist, wie der Charakter, nur gar zu natürlich. Will man aber dieses Gedicht nicht gegen die Regeln der Kunst, sondern nur gegen gewisse andre Schäferspiele halten: so gebe ich gern zu, daß es seinen Platz mit Recht unter den Schäfergedichten behauptet, und, ohne ihm zu schmeicheln, gewiß nicht den niedrigsten. Nachdem ich dieses Geständniß gethan, glaube ich nicht, daß der gute Geschmack durch das Band leiden wird. Es wird vielmehr jungen Dichtern zum Beyspiele dienen können, wie die Schäferspiele nicht seyn, und warum sie anders seyn sollen. Ich verweise sie ins besondere auf die Anmerkungen, die Herr Saint-Mard in seinen Reflexions sur la Poésie über das Schäfergedichte gemacht, auf die Stellen, die er daselbst aus dem Fontenelle anführt, und auf die schöne Abhandlung von dem eigentlichen Gegenstande des Schäfergedichts, welche in dem Anhang zu des Batteur Einschränkung der schönen Künste auf einen einigen Grundsatz, zu finden ist.



Das

Das Band.

Ein Schäferspiel.

In einem Aufzuge.

Personen.

Galathee.

Daphne. Der Galathee Mutter.

Montan. Der Liebhaber der Galathee.

Doris.

Myrtill.

Erster Auftritt.

Galathee. Doris.

Doris.

Was machst du, Galathee? Du scheinst mir nicht
vergnügt.

Galathee.

Ich weis es selber nicht, was mir im Sinne liegt,

Ich bin nicht aufgeräumt.

Doris.

Du wirst doch etwas wissen,

Was dir . . .

Galathee.

Galathee.

Ich wollt vorhin mein klares Garn
begießen,
Das an der Sonne liegt, und nahm mich nicht in Acht,
Und stieß mich an das Holz, an dem ichs angemacht.
Da sieh nur meine Hand.

Doris.

So geht es, wenn wir eilen.
Doch, dieß bedeutet nichts; der Schaden ist zu heilen.
Allein, wo ist Montan?

Galathee.

Und was mir weiter fehle:
So hat die Mutter schon einmal auf mich geschmäht.

Doris.

Die meine thut es auch, und oft bey Kleinigkeiten.
Allein, wo ist Montan?

Galathee.

Sie läßt sich kaum bedeuten.
Ich bringe Kräuter heim, und setz sie offen hin,
Da kömmt mein Lamm dazu, dem ich so günstig bin,
Und frist sie glücklich auf. Nun muß ich andre lesen lesen.

Doris.

Wer weis, wie hungrig auch das arme Lamm gewesen!
Doch gute Galathee, du willst mich nicht verstehn?
Wo ist denn dein Montan?

Galathee.

Galathee.

Ach, Doris, laß mich gehn!

Ich weis nicht, wo er ist; wer will die Schäfer hüten?
Er geht, wohin er will; ich kanns ihm nicht verbieten.

Doris.

Verstell dich nicht so sehr; du zürnst, ich seh dirs an.

Galathee.

Erwähn ihn weiter nicht.

Doris.

Was hat er denn gethan?

Galathee.

Mehr als ich je gedacht! Mir also mitzuspielen?
Mir, seiner Galathee? Er soll es schon noch fühlen.
Bedenk es nur einmal: Ich schenk ihm jüngst ein Band,
Und knüpf es ihm dazu noch selber um die Hand;
Und gestern seh ich gar .. Es ist um mich geschehen!
Ich habe dieses Band um Phyllis Hals gesehen.

Doris.

In Wahrheit, Galathee, dieß ist ein schlimmer Streich.
Allein, du irrst dich wohl! eins sieht dem andern gleich.

Galathee.

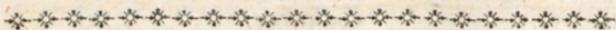
Ich kenn es gar zu gut. Ich trug es um die Stirne.
Der Eintrag war von Garn, der Boden war von Zwirne,
Zween Faden liefen grün, zween roth, die andern blau,
So scheckicht, wie ein Specht! ich kenn es ganz genau.
Es war zween Finger breit, und zackicht an den Seiten.

§

Es

Es war mein schönstes Band. Willst du noch lange
streiten?

Ich hab es selbst gemacht; drey Wochen sind es kaum.
Mein Name steht darauf, und auch der Lannenbaum,
Bey dem mir einst Montan den ersten Kuß genommen.
Doch, Kind, verstecke dich; ich seh die Mutter kommen.



Zweiter Auftritt.

Galathee. Daphne.

Daphne.

Nun, meine Galathee, die Sonne meynt es gut.

Galathee.

Sie brennt fast gar zu sehr; wan weis kaum, was
man thut.

Daphne.

Ist schadt die Wärme nicht; sie hebt vielmehr die Saaten,
Und wenn die Witrung bleibt, wird alles wohl gerathen.
Ich sahe meine Lust ist mitten in dem Gehn;
Der Lein steht schon so gut, er kann nicht besser stehn,
Und alles grünt und blüht: Doch wenn mirs nicht so
scheinet,

So fehlt dir doch etwas. Mich deucht, du hast geweinet.

Galathee.

Geweinet? Nein, dieß nicht.

Daphne.

Daphne.

Was soll dir dieser Klee?

Galathee.

Ich bind ihn um den Kopf; er thut mir gar zu weh.

Daphne.

Wie albern bist du doch! Gewiß, du sollst dich schämen,
Klee hilft dir nimmermehr; nein, Poley mußt du nehmen.
Doch gestern, weißt du wohl, wer auf die Hige trank?
Dieß ist die Frucht davon.

Galathee.

Ach nein, ich bin nicht krank.

Ich weiß, wovon es kömmt; es kömmt vom Weischen-
pflücken,

Wie vielmal muß man sich um eine Hand voll bücken!

Daphne.

Wem soll denn dieser Straus?

Galathee.

Hier ist er.

Daphne.

Soll er mein?

Galathee.

Ja, darum band ich ihn.

Daphne.

Der Straus ist wirklich fein.

Vielleicht hat ihn Myrtill von dir bekommen sollen.

Galathee.

Er? Nein, da hätt ich ihn schon schlechter binden wollen.
Dieß unterbleibet wohl, auch ohne dein Verbot.

§ 2

Daphne.

Daphne.

Vielleicht hat ihn Montan- = ? Doch warum wirfst du
roth?

Galathee.

Dieß werd ich gar zu leicht.

Daphne.

Leicht, um Montanens Willen?
Doch warum wardst dus nicht zugleich auch bey Myrtillen?

Galathee.

Ich rede für mein Herz, dieß ist nicht Schuld daran.

Daphne.

Doch hab ichs in Verdacht so gut, als den Montan.
Ich hab es wohl gemerkt, ihr könnt einander leiden.

Galathee.

Fast täglich sag ichs ihm, er soll mich gänzlich meiden.
Stets will er was von mir, ich heiß ihn freundlich gehn,
Und sagt ihm auch im Zorn, und dennoch bleibt er stehn,
Und redt mich wieder an, und giebt mir wohl die Lehre,
Es stünde gar nicht sein, wenn man so spröde wäre.

Daphne.

Was deine Schwester sagt, klingt anders.

Galathee.

Dieses Kind?

Wer wollte Chlors traum? Man weis, wie Kinder sind.

Daphne.

Die Kinder reden wahr, und sagen, was sie sehen.

Galathee.

Galathee.

Sie rede, was sie will; mir ist zu viel geschehen.
Gesezt, daß auch Montan zuweilen mit mir treibt,
Und auf dem Koyre bläst, und mir die Zeit vertreibt;
G. sezt, daß ich zugleich in seine Flöte singe;
Wird dieß wohl unrecht seyn?

Daphne.

Dieß sind erlaubte Dinge.
Allein du sagtest ja, du hießt ihn öfters gehn.

Galathee.

Ja, dieses thu ich auch; allein er bläst so schön.
Ich bit ihm nicht darum. Dem Echo zu gefallen,
Das in dem Busche ruft, läßt er sein Koyr erschallen.

Daphne.

Du wirst das Echo seyn. Das Singen wehr ich nicht;
Nur fürcht ich, daß Montan mit dir vom Lieben spricht.

Galathee.

Er denket nicht daran. Frey, spricht er, will ich leben;
Es liebe, wer da will, mir ist es nicht gegeben.

Daphne.

Dech warum sagt er denn, daß du so spröde wärst?

Galathee.

Ist sagt er dieß nicht mehr; es war nur in der Erst,
Wenn ich ihm dann und wann die Antwort schuldig
bliebe.

Es ist gewiß andern, er denket an keine Liebe.

Nur Freundschaft wünscht er sich, und diese gieng ich ein;
Er kann ja wohl mein Freund, ich seine Freundin seyn.

Daphne.

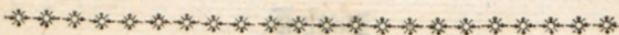
Was heute Freundschaft war, kann morgen Liebe werden.
Indessen wär mein Rath, er blieb bey seinen Heerden.
Du aber, Galathee, nimm auf den Abend ein.

Galathee.

Ach, eh der Abend kömmt, wirds wohl vergangen seyn.

Daphne.

Und dennoch werd ich dir von meinen Kräutern geben;
Man sorget nie zu sehr für seiner Kinder Leben.
Ich gehe. Komme nach, und nimm dich wohl in Acht,
Und bring mehr Weilchen mit.



Dritter Auftritt.

Galathee. Doris.

Doris.

Sch habe recht gelacht!

Die gute Mutter denke wohl Wunder, was dir fehlet!

Galathee.

Nicht wahr; du hast's gehört, sie hat nicht sehr geschmähet?

Doris.

Doch mit der Arzeney?

Galathee.

Galathee.

Da hab ich meine Noth!
Kaut und Wacholderfaß hilfe bey ihr für den Tod.

Doris.

Sie weis noch nicht genug. Mich sollte sie nur fragen,
Was für dein Kopfsweh hilft; ich wollts ihr besser sagen.
Montan nur hilft dafür.

Galathee.

Ach! quäle mich doch nicht.
Der falsche Schäfer, der! So ehrlich sein Gesicht,
So schlimm ist doch sein Herz. Er soll mich nicht mehr
fangen;
Wer einmal mich betrügt, hat stets mich hintergangen.

Doris.

Du thust ihm wohl zu viel.

Galathee.

Und du vertrittst ihn noch?
Ich soll zufrieden seyn! Nicht wahr? Bedenk es doch!
Ein Band, ein Band von mir, an Phyllis zu verschenken?
Er liebt sie. Dürst ich nur nicht weiter an ihn denken!
Mich dauert jeder Kuß.

Doris.

Hast du ihn oft geküßt?

Galathee.

Ach mehr, als tausendmal! Du weißt ja, wie man ist.
Das erst und andremal, da hielt er mir die Hände;

Ich drohte, doch zu schwach. Erräthst du bald das Ende?
 Ich lit es endlich gern, und gab ihm nach der Zeit,
 Wenn er zu blöde schien, oft selbst Gelegenheit.
 Die Birken wissens noch. Wenn wir zusammen kamen;
 Da ward gewiß geküßt, bis daß wir Abschied nahmen.

Doris.

Und habt gar nicht geredt, so sehr vergaßt ihr euch?

Galathee.

Ach ja, wir redten auch, und küßten uns zugleich.

Doris.

Allein, was spricht ihr stets?

Galathee.

Wie kannst du doch so fragen?

Verliebe dich einmal; so darf ich dirs nicht sagen.
 Vom Lieben redten wir. Er fiel mir um den Hals,
 Und sprach mein liebstes Kind! dieß that ich ebenfalls.
 Ich hieß ihn, mein Montan; er mich, mein Herz, mein
 Leben;

So mußte, wie gesagt, ein Wort das andre geben.

Doris.

Ja, ja, dieß ist schon gut: Doch wurdet ihrs nicht satt?

Galathee.

Satt? Ja, da höret mans, wer nie geliebet hat.
 Wir redten Tage lang, wenn wir beisammen trieben,
 Und wußten auf die Nacht kaum, wo der Tag geblieben;
 So schnell verstrich er uns.

Doris.

Doris.

Nun, das begreif ich nicht,
Wie da ein Tag verstreicht, wenn man nichts weiter
spricht,

Als Kind, Montan, mein Herz!

Galathee.

Du bringst mich nicht zum Lachen;
Ach! Doris, hör nur auf, du wirst mich böse machen.
Wir redten sonst noch viel, als vom beständig seyn;
Die Lieb und unser Herz gab uns die Reden ein.

Doris.

Gut. Heute spracht ihr dieß; was spracht ihr aber morgen?

Galathee.

Was liegt doch dir daran? Dafür laß andre sorgen.

Doris.

Erzähl mir immer mehr!

Galathee.

Auch war es was gemeins,
Wir zankten uns einmal, und wurden wieder eins.

Doris.

Gezankt?

Galathee.

Ja! wird nicht auch der Himmel öfters trübe?
Und wie das Wetter ist, so wechselt auch die Liebe.
Oft sahen wir uns nur, zu ganzen Stunden an;
Sein Auge hieng an mir, und meines am Montan.

§ 5

Doris.

Doris.

So ist die Liebe denn ein Spielwerk in Gedanken?
Ein Gutsfeyn, Reden, Sehn, ein Küssen und ein Zanken?

Galathee.

Das Tändeln fehlt dir noch.

Doris.

Das Tändeln? Was ist das?
Dieß hab ich nie gehört.

Galathee.

Es ist nun so etwas.

Man streichelt sich die Hand, man kneipt sich in die Backen,
Man schüttelt sich am Kinn, und klopft sich in den Nacken.

Doris.

Dieß habt ihr auch gethan?

Galathee.

Ja, das versteht sich schon.
Wie günstig war ich ihm! Nun hab ich meinen Lohn!

Doris.

Was wird denn nun daraus? Willst du den Schäfer lassen?

Galathee.

Die Liebe, ihn, das Band, und Phyllis will ich hassen.
Sprich, warum kam er nicht, wenn er beständig wär?
Seit gestern seh ich ihn mit keinem Auge mehr.
Da kommt Myrcill. Bleib hier, und ruf ihn zu der Heerde.
Ich will nach Weilschen gehn, damit ich fertig werde.



Bier:



Vierter Auftritt.

Doris. Myrtill.

Doris.

Was hast du da, Myrtill? Versteck es nicht vor mir.

Myrtill.

Nichts, liebe Schäferinn; es ist ein kleines Thier.

Doris.

Ein kleines Thier? Myrtill! Dieß brauchst du nicht zu sagen:

Denn Wölfe wirst du wohl nicht in den Händen tragen.

Myrtill.

Hier ist es, sieh es an.

Doris.

Nunmehr will ich nicht.

Myrtill.

Du nimmst es übel auf, was man im Scherze spricht?

Doris.

Nein, eine Kleinigkeit wird mich nicht gleich verdrüßsen.

Es sey auch, was es will; ich brauch es nicht zu wissen.

Gewiß, es fränkt mich nicht, daß du mirs nicht gesagt;

Dieß aber ärgert mich, daß ich dich gleich gefragt.

Myrtill.

Nun, sey nur wieder gut; ich will dirs gerne zeigen.

Doch Doris, noch etwas: Versprichst du mir zu schweigen?

Doris.

Doris.

Ich schweige, wenn ich will.

Myrtill.

Wenn du verschwiegen bist;

So sag ich dir, daß dieß Montanens Amsel ist.
 Von seiner Galathee hat sie Montan bekommen.
 Sie singt vortrefflich schön. Ich hab sie weggenommen.

Doris.

Was hast du nun davon, daß du Montanen fränkst?

Myrtill.

Ich, meine Schäferinn? Gewiß mehr, als du denkst.
 Genug Montan verdient, daß er auch einmal fühlet,
 Was er mir ehemals für einen Streich gespielt.
 Denn weißt du, wie er mich den letzten Herbst geneckt,
 Und mir drey Tage lang den schönen Staar versteckt?
 Dieß war ein rechter Staar, ich hatt ihn aufgezogen;
 Und wer ihn einmal sah, der war ihm auch gewogen.
 So oft ich Hylar rief, so oft ich Chloris sprach:
 So rief er Hylar mit, und sagte Chloris nach.
 Oft flog er auf mein Lamm, und ließ zu halben Tagen,
 Als hielt ichs nur für ihn, sich von dem Lamme tragen.

Doris.

Ja, ich besinne mich auf diesen flugen Staar,
 Der dir nur gar zu lieb, und gar zu theuer war:
 Denn, weißt du noch Myrtill, als ich ihn haben wollte,
 Daß ich für diesen Staar zehn Küsse geben sollte?

Allein

Allein der Stear ist todt, und dieß erfreut mich sehr.
 Wie theuer war er dir? Verkauf ihn doch nunmehr.
 Und deine Amsel auch. Im Ernst, du sollst dich schämen;
 Montanens Freund zu seyn, und ihm etwas zu nehmen!
 Doch, ich besinne mich auf eine kleine List.
 Jetzt sagte Galathee, du hättest mich geküßt;
 Sie gab mirs zweymal Schuld. Jetzt könnten wir uns
 rächen.

Laß ihr den Vogel sehn, und sprich: =

Myrtill.

Was soll ich sprechen?

Doris.

Sprich: Siehst du, wie Montan an seine Freunde
 denkt?

Er hat mir heute früh die Amsel gar geschenkt.

Doch nimm dich auch in Acht, und fang nicht an zu
 lachen.

Myrtill.

Verlaß dich nur auf mich, ich wills schon listig machen.

Doris.

Sie hat ihn in Verdacht, und ist voll Aergerniß;
 Und wenn du ernsthaft sprichst: so glaubt sies ganz gewiß.

Myrtill.

Schon gut, ich will es thun, vom kleinsten bis zum größ-
 ten;

Mich hat das lose Kind zuweilen auch zum Besten.

Dort

Dort kömmt schon Galathee; sie kömmt. Montan kömmt
auch.

Doris.

Geschwind verstecke dich hier hinter diesen Strauch.
Ich will zu Phyllis gehn; sie schläft dort in dem Garten.

Myrtill.

Allein, Montan kömmt ja.

Doris.

Er wird nicht lange warten.

Fünfter Auftritt.

Galathee. Montan. Myrtill, versteckt.

Montan.

Du läufft so gar vor mir? Was ist dir, Schäfer-
rinn?

Galathee.

Ich bin beständig so, wenn ich nicht anders bin.

Montan.

Nie hab ich dich, mein Kind, noch so erzürnt gesehen.

Galathee.

Und nie geschah vielleicht, was gestern ist geschehen.

Montan.

Doch meine Galathee, was hab ich dir gethan?

Galathee.

Ich sage, laß mich gehn, und sieh mich nicht mehr an.

Montan.

Montan.

Ich bitte, rede doch.

Galathee.

Du kannst die Worte sparen.

Montan.

Wenn du nicht reden willst; wie soll ichs denn erfahren?

Galathee.

Nun, dieß gefällt mir doch, du hast Recht überley.

Montan.

Was ist denn mein Vergeh'n? Gesteh es doch nur frey!

Galathee.

Es reut ihn nicht einmal, er kann noch gar verlangen.

Daß ich ihm sagen soll, wie sehr er sich vergangen.

Montan.

Kind, ich erstaune ganz. Heißt dieß, du hast mich lieb?

Wo bleibt dein letzter Schwur?

Galathee.

Er bleibt, wo deiner blieb!

Montan.

Wo bleibt dein treues Herz?

Galathee.

Gar auf mein Herz zu pochen?

Nur sachte, mein Montan, dieß war zu viel gesprochen!

Montan.

Ah! meine Galathee, mein Herz, mein liebstes Kind!

Galathee.

Galathee.

Man höre nur einmal, was dieß für Neben sind!
 Ich bin ja Phyllis nicht. Du redst vielleicht im Schlafe.

Montan.

Wer nichts verbrochen hat, den schmerzt dergleichen
 Strafe.

So hilft kein gutes Wort?

Galathee.

Nein, dießmal bin ich taub.

Montan.

So treffe denn das Gift, Vieh, Fluren, Baum und Laub.
 Wofern ich untreu bin. Pan wird den Schwur erhö-
 ren.

Galathee.

Ich hör es schon, Montan; du kannst vortrefflich schwö-
 ren.

Montan.

Hat Phyllis mich gerührt, so soll mich ist ..

Galathee.

Halt ein!

Liebst du die Phyllis nicht: so will ich untreu seyn.

Montan.

Mit Phyllis quälst du mich? Dieß soll ich auch vertra-
 gen?

Galathee.

Geh, Falscher, geh nur hin, du kannsts ihr wieder sagen.

Montan.

Montan.

Ich, meine Galathee, ich falsch? Dieß ist betrübt.
 Ich habe dich so treu, dich wie mein Blut geliebt,
 Und nichts so sehr gewünscht, als stets um dich zu leben,
 Und einst in deinem Arm mein Leben aufzugeben.
 Zwey Jahre sind vorbei, seit dem kein Tag vergieng,
 An dem ich dich nicht sah, nicht sprach, und nicht um-
 gieng.

Gern ließ ich alles stehn, vergaß mit Lust der Heerden,
 Und ließ oft Tag aus Nacht, dir zu gefallen, werden.
 Zween Stäbe hab ich dir mit eigner Hand geschnitzet,
 Und auch ein Trinkgeschirr, auf dem ein Waldgott sitzt,
 Dem ich, damit es dir in allem wohl gelinge,
 Nun schon so manchen Vock gebücket zum Opfer bringe.
 Der Becher quälte mich fast auf ein halbes Jahr;
 Oft hast du meine Hand, die wund vom Schneiden war,
 Mitleidig abgewischt, bedauert und verbunden.
 O Zeit! wo bist du hin? Du bist zu schnell verschwunden!
 O Kind, ich bitte dich, beyh Göttern unsrer Flur,
 Wer raubt mir deine Gunst? Wer ist's? Gesteh es nur!
 Denn dich mir treu zu sehn, will ich das Größte wagen.

Galathee.

O frage nur dein Herz, dieß wirds am besten sagen.

Montan.

Mein Herz, betrognes Kind, kennt keinen Unbestand.

G

Galathee.

Galathee.

So, so! wo hast du denn mein roth und blaues Band,
Das ich dir ehedem . . .

Montan.

Es ist um wenig Schritte:

So hol ich dir dieß Band; es liegt in meiner Hütte,
Gleich bey dem Nelkenstrauss, den ich von dir empfieng,
Als ich das erstmal mit dir zum Tanze gieng.

Ich hol es, warte hier; es ist ja bald geschehen.

Galathee.

Mein Herz glaubt weiter nichts, als was die Augen
sehen.

Sechster Auftritt.

Galathee. Myrtill.

Myrtill.

Da stehst du, Galathee, wie gut Montan es meynt:
Sein Liebstes schenkt er mir; dieß thut so leicht
kein Freund.

Galathee.

Was hat er dir geschenkt? Die Wachtel?

Myrtill.

Rathe besser!

Galathee.

Was denn? Den Hänfling?

Myrtill.

Myrtill.

Nein! Es ist noch etwas größer.
Die Amsel, siehst du wohl?

Galathee.

Was gabst du ihm dafür?

Myrtill.

Nichts, als ein gutes Wort. Genug er gab sie mir.

Galathee.

Er hat sie ja von mir; wie kann er sie verschenken?

Wie? Thut er dieß vielleicht, um mich dadurch zu krän-
ken?

Myrtill.

Was fragst du doch so schlimm? Weswegen wird ers-
thun?

Mir zur Gefälligkeit, mir was zu schenken.

Galathee.

Nun!

Dir zur Gefälligkeit? Gereicht mir dieß zur Ehre?

Ich habe schon genug!

Myrtill.

Ich dachte, was dir wäre.

Wer wird den Augenblick gleich voller Argwohn seyn?

Wenn mir die Amsel wird, so bleibt Montan doch dein.

Ich geh, und will den Hahn zur Sie in Bauer stecken;

Die Jungen bring ich dir, so bald die Alten hecken.

Galathee.

Weis her!

Myrtill.

Nimm dich in Acht; sie fliegt dir sonst davon.

Galathee.

Ja, ja! sie ist's, Myrtill; sie ist's, ich seh es schon.

Das Thierchen ist recht fett.

Myrtill.

Du mußt sie nicht so drücken.

Ganz locker halte sie, sie möchte sonst ersticken.

Galathee.

(Sie giebt ihm die Amsel wieder.)

Die Amsel ist erstickt; und dieß hab ich gewollt.

Ihr Schäfer wißt kaum mehr, wie ihr uns quälen sollt.

Was denkt ihr denn von uns? Ach lernt euch doch besinnen;

Denn wenn ihr Schäfer seyd, so sind wir Schäferinnen.

Nun soll sie dein, Myrtill; vergiß die Jungen nicht:

Ein Schäfer hält es stets, was er einmal verspricht.

Myrtill.

Ach ehrlicher Montan, du bist um viel gekommen!

Verstohlen hab ich ihm die Amsel weggenommen.

Wie thöricht war ich doch, daß ich sie nicht verbarg!

Wer hätte das geglaubt? Du bist auch gar zu arg.

Ich weis mir keinen Rath, zeitlebens wird michs reuen;

Der Schade ist zu groß, er kann mirs nicht verzeihen.

Galathee.

Du nahmst sie heimlich weg?

Myr.

Myrtil.

Ja freylich, heute früh.

Und da mich Doris sah: so =

Galathee.

Nun, was sagte sie?

Myrtil.

Sie hat mich angestellt, dich also zu betrügen.

Galathee.

Out, merke dirs, Myrtil! dieß ist die Frucht vom Lügen.

Myrtil.

So gar empfindlich seyn, das steht doch auch nicht schön!
Wer andre necken kann, muß wieder Scherz verstehn.

Galathee.

Dieß geb ich alles zu. Wer heißt dich solche Sachen?
Es kann nicht anders seyn, du mußt mich böse machen.
Ich war schon aufgebracht: drum glaubt ichs vom
Montan.

Es reut mich. Sage mir, wo treff ich Doris an?

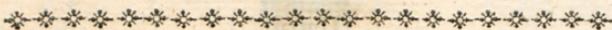
Myrtil.

Sie wird bey Phyllis seyn.

Galathee.

Bey Phyllis? bey der Stolzen?
So! jene spißt sie zu, und die verschießt die Bolzen.





Siebenter Auftritt.

Montan. Myrtill.

Montan.

Glück zu! Myrtill, Glück zu! Wie kömmts, so ganz allein?

Wo ist denn Galathee?

Myrtill.

Sie wird bey Phyllis seyn.

Ich soll, bis daß sie kömmt, bey ihrer Heerde warten.

Montan.

Ist Phyllis weit von hier?

Myrtill.

Nicht weit, sie ist im Garten.

Montan.

Ach vorhin wünscht ich dich! Es war ein rechter Zanf;
Da solt ich mit Gewalt, und wider allen Dank,
Mein Band, das Galathee, als wir den Maytanz gaben,
Mir um den Arm gefnüpft, so gar verschenket haben.
Es war ihr ganzer Ernst.

Myrtill.

Wer hätte das gemeynt?

Montan.

Allein ...

Myrtill.

Myrtill.

Ein Wort, Montan! Ich bitte dich, mein
Freund,

Bey allem, was du liebst ...

Montan.

Was willst du? Mit Vergnügen,
Wenn ich dir helfen kann, so sollst du alles kriegen,
Nur meine Amsel nicht, um die du lebstens ...

Myrtill.

Nein!
Nein, ich verlange nichts; du sollst mir nur verzeihn.

Montan.

Myrtill, sey doch kein Kind; was soll ich dir vergeben?
Du hast mir nichts gethan.

Myrtill.

Bersprich bey deinem Leben,
Daß du nicht böse wirst! Ich habe was gethan,
Das dir dein Lebelang kaum schlimmer träumen kann.
Ach deine Galathee ...

Montan.

Nun werd ichs bald errathen:
Du hast vielleicht gethan, was ich und sie nur thaten?
Gefüßt? Drum wird sie auch davon gelaufen seyn.
War dieß ein Scherz, Myrtill? Und soll ich ihn verzeihn?

Myrtill.

Nein, dieß ist's nicht, Montan.

G 4

Montan.

Montan.

So möcht ichs gerne wissen,
Was du für Räthsel hast.

Myrtill.

Ach laß dichs nicht verdriessen:
Ich that es nicht allein; auch Doris ist mit schuld,
Und deine Galathee.

Montan.

Bald bricht mir die Geduld.
So sags doch nur einmal; ich will nicht böse werden.

Myrtill.

Ich selber würde mich recht ungestüm geberden,
Wenn mirs begegnet wär. Bedenke, heute früh
Nehm ich die Amsel weg, und Doris siehet sie,
Drauf spricht sie: nimm sie mit, und sprich zu Galatheen,
Montan hat mich beschenkt.

Montan.

Mich so zu hintergehen!

Myrtill.

O! dieß ist nicht genug.

Montan.

Was ist denn noch dabey?

Myrtill.

Laß sehn, spricht Galathee, obs auch die meine sey?
Sie nimmt die Amsel weg.

Montan.

Montan.

Und giebt sie dir nicht wieder?

Myrtil.

Ach nein, sie streichelt sie, geht einmal auf und nieder;
Ich seh mich um, sie spricht, das Thierchen ist recht feist,
Darauf . . .

Montan.

Ich merk es schon, ich weis, der Vogel beißt.

Myrtil.

Ach nein, sie drückt ihn todt.

Montan.

Gern, oder wider Willen?

Myrtil.

Geh, sprach sie, armes Thier, geh, du gehörst Myrtilen.
Ich gab nicht Acht darauf, und möchte fast vergehn.
Ach ehrlicher Montan!

Montan.

Nun, dieß muß ich gestehn;
Die Nachricht thut mir weh.

Myrtil.

Sie geht mir auch zu Herzen.

Montan.

Dieß heiß ich, gar zu sehr auf meine Kosten scherzen.

Myrtil.

Ich sah es nicht voraus; sonst wär es nicht geschehn.

Montan.

Wer Freunde necken will, muß auf die Sache sehn.

G 5

Myr.

Myrrill.

Nun sey nur wieder gut. Ich habe Tauben fliegen;
 So schön du sie verlangst, du sollst die besten kriegen.
 Ich schenke dir zwey Paar mit Kronen auf dem Kopf,
 Am Bauche weiß, und blau an Flügeln, Schwanz und
 Kropf.

Montan.

Behalte, was du hast; die Amsel ist verlohren.
 Ich bin zum Aergerniß und zum Verlust gebohren.

Myrrill.

Damit du wirklich siehst, daß mich die Sache kränkt;
 So sey der Bienenstock zur Hälfte dir geschenkt,
 Für den mein Vater einst sechs Lämmer ausgeschlagen.
 Ja, lebte Damon noch, er könnt's nicht anders sagen.

Montan.

Ich bin so geizig nicht, und sagte gern nichts mehr,
 Wenn meine Galathee nur wieder freundlich wär.
 Sie hat mich im Verdacht, und läßt sich nicht bedeuten:
 Ich habe ja das Band; was will sie länger streiten?

Myrrill.

Sie wird es auch nicht thun. Verlasse dich auf mich;
 Sie liebt dich gar zu sehr, und darum zankt sie sich.
 Komm nur, wir suchen sie.

Montan.

Wir mußten auch so zaudern!
 Sieh! Dort kömmt Daphne her; nun wird sie mit uns
 plaudern.



Achter Austritt.

Montan. Myrtil. Daphne.

Daphne.

Shr Kinder, treibt das Vieh doch besser in den Klee.
Doch hier ist kein Damöt, und keine Galathee;
Wo sind sie?

Myrtil.

Gar nicht weit. Wir bleiben bey den Schaafen.

Daphne.

Damöt macht mirs zu bunt. Der faule Schelm wird
schlafen.

Ich war vor kurzem da, und traf ihn auch nicht an.

Myrtil.

Ach nein, er ist nicht weit, und das weis auch Montan.

Montan.

Er ist dort an dem Fluß, und pugt und hackt die Weyden.

Daphne.

Dies gienge schon noch an; allein ich kanns nicht leiden,
Daß er die Heerde läßt, und stets was anders thut.

Montan.

D schmähle nicht auf ihn; Damöt ist warlich gut;
Er übertrifft uns stets an Fleiß und an Geschicke.

Daphne.

Ja, red ihm nur das Wort.

no 13

Montan.

Montan.

So oft ich ihn erblicke:
 So wird er fleißig seyn. Bald flieht er Bast und
 Stroh;

Bald pflanzt er einen Baum; bald rückt er diesen so,
 Damit er Sonne kriegt; bald schneidet er die Reben,
 Und bald umpfährt er sie; bald zieht er kleine Gräben,
 Und führt die Quellen ab, daß nicht das Gras ersäuft,
 Und greift in allem zu, was in den Feldbau läuft.

Daphne.

Er ist nicht ungeschickt, ich muß es selber sprechen;
 Es geht ihm von der Hand. Legt braucht ich einen
 Rechen:

So gleich läuft mein Damót, und schnißt ihn ganz ge-
 schwind,

Daß oben Zinken stehn, und unten Zinken sind.
 Züngst bracht er einen Stab geschnißt auf beiden Seiten.
 Damót, so fang ich an, wen soll denn das bedeuten?
 Stellts deine Schwester vor? Nein, spricht er lächelnd,
 nein!

Dieß hier bin ich, und dieß soll meine Chloris seyn.
 Ich macht ihn ziemlich aus, doch war mirs nicht ums
 Herze;

Wenn Mütter strenge sind: so sind sies oft im Scherze.
 Er sey ihr immer gut; und wenn er mit ihr spricht:
 So ist's ihm unverwehrt. Nur lieben soll er nicht.

Mon-

Montan.

Damot ist nicht verliebt.

Daphne.

Dies hab ich auch erfahren.

Montan.

Doch günstig war er ihr, seit seinen ersten Jahren.

Myrtil.

Ist das ein Unterschied, verliebt und günstig seyn?

Montan.

Ja. Bist du recht verliebt: so bleibst du nicht mehr dein.
Du wünschest, sinnst und denkst, und träumst bey hellem
Tage,

Bist andern eine Last, und dir die größte Plage,
Zur Arbeit träg und faul, bey guten Freunden stumm,
Und siehst dich, wenn du siehst, nur nach der Liebsten um.
Der erste finstre Blick schlägt deinen Muth darnieder;
Dann kömmt ein holder Blick, und der belebt dich wie
der.

Du bist Myrtil zugleich, und bist auch nicht Myrtil.

Kurzum; du lachst und weinst, so wie die Schöne will.

Daphne.

Ey, ey, Montan, Montan! Du magst die Liebe kennen!

Montan.

Ich kenne sie, doch nur vom Hören und vom Nennen.

Myrtil.

Was ist denn, günstig seyn?

Montan.

Montan.

D, günstig seyn ist schlecht;
 Man ist einander gut, und es ist doch nicht recht.
 Man sieht einander gern, und wünscht sich oft zu sehen:
 Doch gehts nicht immer an; so läßt mans auch ge-
 sehen.

Myrtil.

Wenn du und Galathee nun bey einander seyd,
 Was ist's? Verliebt seyn?

Montan.

Mein. Nur bloße Zärtlichkeit.

Daphne.

Recht! dieses kann ich auch von meiner Tochter glauben.
 Das Zärtlichseyn ist gut; dieß will ich euch erlauben.

Myrtil.

Bey mir ist Zärtlichkeit das, was man Liebe nennt.

Daphne.

Ihr Schäfer, wißt ihr wohl, wie ihr euch helfen könnt?
 Sprecht lieber, günstig seyn, sprecht, Freundschaft und
 dergleichen.

Genug. Ich muß nun gehn; die Zeit wird mir ver-
 streichen.



Neun-

Neunter Auftritt.

Montan. Myrtill. Galathee. Doris.

Montan.

Myrtil! da kommen sie! Ich weis nicht, wie mir
wird.

Galathee.

Ach ehrlicher Montan, ich habe mich geirrt!
Es war ein andres Band. Die besten Augen trügen;
Vergieb mir ein Versehen.

Montan.

Ich thu es mit Vergnügen.

Galathee.

Mein Fehler, wie du weisest, ist Hiß und Eifersucht.

Montan.

Den Fehler duld ich gern; er ist der liebe Frucht.
Ich weis, du thusts nicht mehr, und wirst dich besser
fassen.

Galathee.

Ich hab es oft versucht, und kann es doch nicht las-
sen.

Myrtill.

Myrtil.

Ja, für die Eifersucht hilft nichts in unsrer Flur.
 Euch Schäferinnen, euch, euch quält sie von Natur.
 Von außen haßt ihr sie, und liebt sie doch im Her-
 zen,
 Und würdet ihr sie los, ich glaub, ihr stürbt vor
 Schmerzen.

Doris.

Myrtil, laß deinen Spott! Denn weißt du =

Myrtil.

Was denn, Kind,
 Daß stille Wasser gern am allerliebsten sind?
 Genug ihr seyd =

Doris.

Und was?

Myrtil.

Halb Eifersucht, halb Liebe.

Doris.

Ich wollte, daß dir auch nicht eine günstig bliebe!
 Dir, der die Amsel nimmt!

Galathee.

Ach weißt du denn, Montan,
 Was ich und was Myrtil = = Du siehst mich
 sauer an?

Montan.

Montan. Mein, Kind, ich zürne nicht. Myrtill hat scherzen

Der Schlaue hätte nicht thun, und dus nicht glauben
wollen; sollen.

Drum traue nicht so leicht. Ich weis, du kennest
mich;

Ein Herz, das redlich liebt, bleibt unveränderlich.

Du und Myrtill seyd schuld, du Doris auch nicht min-
der;

Doch laßt geschehen seyn, ihr bleibt noch gute Kinder.

Und siehst du, Galathee, hier ist das böse Band.

Galathee.

Montan, ich schäme mich: o thu es aus der Hand!

Ich sprach mit Phillis ist; mein Band hat ihr ge-
fallen,

Sie hat eins nachgemacht, und dieß ist schuld an allen.

Drum sey nur wieder gut; ich bin Zeitlebens dein,

Mein Herz und dieser Kuß, die sollen Zeuge seyn.

Myrtill.

Wie, lose Galathee? Einander gar zu küssen?

Galathee.

Es ist ja mein Montan: wie kann dich das verdriessen?

Myrtill.

Doch Kinder, wißt ihr was; treibt sein bey Zeiten ein.

Wir wollen auf den Streit auch heute lustig seyn;

§

Wir

Wir essen eine Milch; dann wollen wir im Kühlen . .

Montan.

Ja nun, was wollen wir?

Myrtil.

Einmal um Pfänder spielen.

Montan.

Ich schließe mich nicht aus.

Doris.

Mir gilt es einerley.

Galathee.

Wenn mein Montan mit spielt; so bin ich auch dabey.

Myrtil.

Kannst du das Spiel, Montan? Man fragt:

Was macht die Liebe?

Montan.

Sie zankt sich, weil sie sonst nicht neu und süße bliebe.

Myrtil.

Was macht sie, Galathee?

Galathee.

Dies weiß mein Band so gar;

Verdacht, wo keiner ist.

Myrtil.

Und dieses Band redt wahr!

✂ ○ ✂

Beur:

Beurtheilungen
einiger Fabeln
aus den Belustigungen.



Beurtheilungen

Einiger Fabeln aus den Belustigungen.

Damit diejenigen Leser, die meine Fabeln in den Belustigungen immer noch für gut halten, prüfen können, ob ich Recht habe, wenn ich nicht ihrer Meinung bin: so will ich drey derselben, die noch gar nicht die schlechtesten sind, wählen, und sie beurtheilen. Ich hoffe, zu gleicher Zeit Anfängern in der Poesie einen Dienst zu thun, und sie an meinem Exempel zu lehren, wie sie ihre eignen, oder ihrer Freunde Versuche beurtheilen, und sich nicht so fort mit den Gedanken schmeicheln sollen, daß sie für die Welt schreiben können, weil sie schreiben können.

Die erste Fabel, die ich wählen will, um die Fehler, die darinne begangen sind, um das Müßige, Undeutliche, Weitläufige, und Gereimte zu zeigen, soll die Lerche seyn, weil ich dieses Stück, zu der Zeit da ich es verfertigt, mit einer besondern Autorliebe betrachtet habe.

Die Lerche.

I.

Bey manches Morgens hellem Schimmer
Sang Damons Lerche froh bemüht,
Mit Schmettertern durch das ganze Zimmer
Dem lieben Wirth ein Morgentied,
Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang
Das ganze Haus erfüllt durchdrang.

H 3

2. Einft

2.

Einst lehnt ihr Damon zum Vergnügen
 Das Thürchen nicht bey'm Hüttern an,
 So, daß sie aus dem Bauer fliegen
 Und in der Stube flattern kann.
 Sie fliegt, und sang sie vormals sehr,
 So sang sie ißt noch drey'mal mehr.

3.

Auch Vögeln ist die Freyheit lieber,
 Als Kerker, welche Gold umzieht.
 Sie sieht so, daß sie gegenüber
 In Damons großen Spiegel sieht.
 Sie sieht sich selbst, und meynt dabey,
 Daß dieses Bild die Schwester sey.

4.

Sie stuzt und regt die kleinen Schwingen.
 Bald will sie fort, bald bleibt sie hier;
 Dann fängt sie schmetternd an zu singen.
 Drauf öffnet Damon bald die Thür.
 Da dringt der Schall im Augenblick
 Aus dem gewölbten Saal zurück.

5.

Sie läßt sich zwo Minuten stören;
 Die Ehrsucht martert ihren Geist.
 Sie meynt die Schwester selbst zu hören,
 Die ihr der falsche Spiegel weist.
 Drauf läßt sie sich mit sich allein
 Betrogen in den Wettstreit ein.

6. Sie

6. **Sie** singt aus ehfuchsvollem Grimme; sie
 Sie zieht, sie trillert, mengt und paart
 Der hellen Kehle starke Stimme
 Auf hundert und auf tausend Art;
 Umsonst ist ihre ganze Müh;
 Stets singt das Echo so, wie sie.

7. **Noch** läßt sie sich nicht kraftlos finden.
 Sie singt, und will zu ihrer Pein
 Eh sterben, als nicht überwinden,
 Eh siegen, als am Leben seyn;
 Sie singt; allein zu ihrer Schmach;
 Das Echo wacht, und thut es nach.

8.

Drauf schießt sie bey dem letzten Zuge,
 Die so bethörte Sängerin,
 Mit aufgebrachtem schnellen Fluge
 Nach der verhassten Freundin hin,
 Und stößt sich in der Kaserey
 Am Spiegel Kopf und Hirn entzwey.

9.

Hier trägt sie Damon aus der Stube.
 O! spricht er, da er nachgedacht,
 O! kämen die in eine Grube,
 Die Ehr und Schatten ungebracht;
 So würdest du wehl manchem Held,
 Und manchem Weisen bengesellt.

Zuerst will ich die Handlung ausziehen. Eine Lerche singt oft ihrem lieben Wirthe, dem Damon, früh ihr Morgenlied. Einst macht er ihr bey dem Füttern aus Gefälligkeit den Bauer nicht wieder zu, damit sie herausfliegen kann; und nun singt sie noch stärker, setzt sich gegen den Spiegel über, und sieht ihr eignes Bild für einen Nebenbuhler an. Sie singt. Damon öffnet darauf die Thüre, und das Echo dringt aus dem gewölbten Saale in die Stube. Die Lerche glaubt also ihren Nebenbuhler im Spiegel zu hören, und läßt sich mit ihm in einen Wettstreit ein, bis sie endlich, da sie ihn nicht überwinden kann, in der Hitze nach dem Spiegel fliehet, und sich den Kopf zerstoßt.

Die Moral. Wenn alle diejenigen, die der Ehrgeiz und ein Schatten umgebracht, sagt Damon, in eine Grube kämen, so müßtest du bey manchem Helden und Weisen liegen.

Die Handlung an und für sich betrachtet, scheint das Anziehende zu haben, in so weit sie selten, unerwartet, und doch wahrscheinlich, und endlich ein sinnliches Bild des menschlichen Ehrgeizes ist: Betrachtet mit der Moral, scheint sie gewisse Züge, oder Theile zu haben, davon man die Deutung nicht wohl einsehen kann. Die Lerche sieht sich selbst im Spiegel, und hält sich für eine fremde Lerche. Recht gut. Sie hört das Echo ihrer Stimme, und hält es für die Stimme ihres Nebenbuhlers. Auch

gut. Die Lerche kann beides in der Fabel thun, weil sie es außer der Fabel zu thun scheint. Ich setze nunmehr einen ehrgeizigen Menschen an die Stelle der Lerche. Er sey ein Autor, ein Held, ein Staatsmann. Er glaubt, durch die Einbildung betrogen, daß er Nebenbuhler habe; diese zu übertreffen, strengt er seinen Ehrgeiz so lange an, bis er darunter erliegt. Ist alles richtig in dieser Vergleichung? Glaubt der Ehrgeizige nur Nebenbuhler zu haben, oder hat er sie nicht wirklich? Er hat sie; und wie der Thor immer noch einen größern Thoren findet, der seinen Werth bewundert: so findet der Ehrsuchtige immer einen noch Ehrsuchtigern, der mit kleinern oder größern Kräften ihn zu übertreffen sucht. Also harmonirt die Fabel nicht genug mit der Moral; oder sie scheint ein Körper zu seyn, der seiner Seele, der Moral, nicht genug angemessen ist. Was ist das Echo, das die Lerche für ihre eigne Stimme hält, in Ansehung des Ehrgeizigen? Das weiß ich ist eben so wenig, als ich es damals mag gewußt haben, da ich die Fabel entworfen. Wir wollen nunmehr die Stellungen der Handlung, oder die einzelnen Theile betrachten, aus denen sie zusammengesetzt ist. Ist alles, was vorgeht, so beschaffen, daß der Erfolg ohne dasselbe nicht wohl hätte geschehen können, oder daß die Erdichtung weniger anziehend geworden wäre? Es ist offenbar, daß theils müßige Theile vorhanden, theils die nothwendigen mit Zierrathen beschweret sind, welche sie nicht heben, sondern nur belästigen.

Warum muß die Lerche erst im Bauer seyn? Warum muß ihr Damon zum Vergnügen die Thüre offen lassen? Das erste deswegen, damit sie Damon herauslassen kann; und das andere deswegen, damit sie in dem Zimmer frey sitzen, und sich im Spiegel sehen kann. War das nöthig in Ansehung des Erfolgs? Nein, sie dürfte nur gleich frey im Zimmer seyn, und dem Spiegel gegenüber sitzen. Dieses ist also der Punct, wo die Handlung hätte anfangen sollen, damit sie die Kürze, die nöthige Zugend der Erzählung, erhielt. Folglich sind beynabe die drey ersten Strophen müßig. Die andern Theile sind zwar nothwendig, aber mit verschiednen kleinen Umständen beladen, welche das Stück nur erweitern, ohne es zu verschönern. Hieher gehört insbesondere die siebente Strophe.

Aus diesen Critiken lassen sich die übrigen von der Art zu erzählen größten Theils schließen. Sie ist weit-schweifig, und eben deswegen matt. Sie will sich durch eingeschaltete Beschreibungen beleben; aber diese Beschreibungen sind zu leer, und ermüden. Sie enthalten nichts, als das ewige Gesänge der Lerche, das eben nicht schön beschrieben ist.

In der Schreibart selbst fehlt das Leichte, Freywillige und Muntre. Braucht man noch zu fragen, warum die Fabel nichts taugt, wenn auch ihr Inhalt noch so gut wäre? Ist es nicht Fehler genug, ängstlich, und gezwun-
gen

gen zu erzählen? Sie ist, wie viele andre aus den Belustigungen, in dem Veremaasse der Ode erzählt. Ich will gern zugeben, daß diese Versart zuweilen von dem Inhalte, zumal von einem ernsthaften, oder dem man das Ansehen des Ernstes geben will, verlangt werden kann; und wir haben gute Exempel von dieser Art. Allein in den meisten Fällen verträgt sich der Zwang der Strophen, der sich immer gleichen Zeilen, der bestimmten Ruhepunkte in den Strophen; nicht mit den Tugenden der Erzählung. Man darf, um sich davon zu überzeugen, nur einen Versuch mit einer guten Fabel, die in freyen Versen erzählt ist, machen, und sie in das Veremaass der Ode übertragen; wie bald wird man sehen, daß die besten Stellen verloren gehen, daß dieser Gedanke in einer längern Zeile gesagt seyn will, daß er oft, wenn er nur ein Wort verliert, nicht mehr so natürlich, oder scherzhaft klingt; daß selbst die Länge und Kürze der Zeilen bald den Nachdruck, bald die Anmuth im Erzählen befördert! Und wo ist in der Strophe der Platz zu den Nebenbetrachtungen, zu einer kleinen, im Vorbeygehen angebrachten Spötterey, zu gewissen Wiederholungen und andern kleinen Schönheiten der Erzählung?

Ich will den Beweis von den Fehlern der Schreibart nunmehr im Kleinen geben.

Erste Strophe. Bey manches Morgens; sehr hart und rauh. Hellem Schimmer; hell, ein überflüssiges

flüßiges Beywort. „Die Lerche sang bey manchen Mor-
 „gens hellem Schimmer froh bemüht dem lieben Wirth
 „ein Morgenlied.“ Was heißt froh bemüht? Mit
 einer Mühe, die ihr zum Vergnügen ward? Es ist
 gezwungen, undeutlich, und dem Reime zum Besten ge-
 sagt. Eben dieses gilt auch von dem Schimmer des
 Morgens, der seine Existenz hier dem Zimmer zu danken
 hat. Das Morgenlied scheint mir hier auch nicht
 schön zu seyn, ob es gleich gewiß ist, daß die Lerchen des
 Morgens am stärksten singen; man denkt dabey an das
 Abendlied. „Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang das
 „ganze Haus erfüllt durchdrang.“ Klang; unnatürlich.
 Es sollte Gesang heißen. Was bedeutet hier erfüllt?
 Heißt es der Klang, der das ganze Haus erfüllt hatte,
 oder mit dem das ganze Haus war erfüllt worden? Setzt
 man das Participium in dem einem oder in dem andern
 Falle, nach dem Sprachgebrauche, so wie es hier steht?
 Niemals. Also ist es undeutlich, oder wider die Gram-
 matik; und sollte erfüllend heißen, wenn ja ein Parti-
 cipium gebraucht werden mußte. Und wenn es beides
 nicht wäre: so ist es doch überflüssig, weil in dem Worte
 durchdringen das Erfüllen schon enthalten ist.

Zweyte Strophe. „Einst lehnt ihr Damon zum
 „Vergnügen das Thürchen nicht bey'm Füttern an.“
 Anlehnen ist nicht der rechte Ausdruck, oder es sollte
 heißen: er lehnte es nicht wieder an; besser; er ließ
 die

die Thüre offen. Aber so hätte der folgende Reim, kann, nicht bestehen können. „So, daß sie aus dem „Bauer fliegen und in der Stube flattern kann. Das so, daß, ist sehr demonstrirret, ist zu gezwungen, oder doch profaisch. Wenn sie aus dem Bauer fliegt, so weiß ich schon, daß sie in der Stube flattern kann; und wenn sie das letzte thut, muß das Erste geschehen seyn. Ein Umstand ist überflüssig. In der Stube flattern, sagt man auch nicht, sondern lieber herumflattern. Flattern soll hier ein lachender Ausdruck seyn, thut aber keine gute Wirkung. „Und sang sie vormals sehr: so singt sie igt „noch drey mal mehr.“ Mehr, harmonirt mit dem sehr nicht, sondern mit dem Reime. Es sollte heißen: noch drey mal stärker. Die ganze Strophe ist profaisch und gedehnt.

Dritte Strophe. „Auch Vögeln ist die Freyheit lieber als Kerker, welche Gold umzieht.“ Diese Sentenz steht nicht an ihrem Orte. Kerker paßt zur Freyheit nicht gut. Es sollte Sklaverey heißen. Sie sitzt so, daß; profaisch. Damons großer Spiegel. Wo zu Damons? Kann der Spiegel jemanden anders gehören? Es wäre besser, der Spiegel hätte gar kein Beywort. „Sie sieht sich selbst und meynt dabey, daß dieses „Bild die Schwester sey.“ Meynt dabey; gezwungen und gereimt. Dieses Bild; was für ein Bild? Es ist ja noch keines da gewesen, auf welches dieses gehen

hen könnte. Also ihr eignes Bild, oder das sie ist sieht. Die Schwester. Warum Schwester? War es eine Sie? und war die singende Lerche auch eine Sie? Ueberhaupt ist der Familienname Schwester hier nichts artiges, denke ich.

Vierte Strophe. „Sie stugt und regt, vermuthlich bewegt, die kleinen Schwingen.“ Klein, ist hier ein sehr überflüssiges Beywort. Bald will sie fort; Wohin? Bald bleibt sie hier. Es sollte wohl heißen: Bald will sie aufsteigen, bald hält sie sich wieder zurück. Drauf öffnet Damon bald; bald ist geflickt. Die Thür, statt der Thüre, da die folgende Zeile sich mit keinem Vocale anfängt, wie hart! „Da dringt der Schall im Augenblick aus dem gewölbten Saal zurück.“ „Da, ist hier profalsch. Im Augenblick, scheint gereimt zu seyn. Aus dem gewölbten Saal; Ist dieser Saal ein Borsaal? Vermuthlich. Und warum öffnet Damon die Thüre zum Saale? Die Lerche hätte ja davonsfliegen können?

Fünfte Strophe. „Sie läßt sich zwey Minuten stören.“ Aber warum nicht mehr, nicht weniger Minuten? Ist zu arithmetisch bestimmt. „Die Ehrsucht martert ihren Geist.“ Der Geist der Lerche, vielleicht auch das Martern ist sehr poetisch und gezwungen. „Sie meynt die Schwester selbst zu hören. Die Schwester; weg

weg damit! Selbst ist überflüssig und nur des Betrü-
 maafes wegen da. „Die ihr der falsche Spiegel weist.“
 Der falsche Spiegel, weil er die Einbildung der Lerche be-
 trogen, kann poetisch richtig seyn; allein ein falscher Spie-
 gel heißt auch so viel, als ein Spiegel, der den Gegen-
 stand nicht getreu darstelle. „Drauf läßt sie sich mit
 „sich allein betrogen in den Wettstreit ein.“ Drauf ist
 kurz vorher da gewesen. Betrogen; dieses Participium
 steht hier an keinem guten Orte, und verursacht eine Dun-
 kelheit. In den Wettstreit; nicht den, sondern einen;
 ist wider die Sprache.

Sechste Strophe. „Sie singt aus ehrsuchtsvol-
 „lem Grimme.“ Grimme scheint zu viel für das Singen
 einer Lerche zu seyn. Vor Grimme nach dem Spiegel
 fliegen, dieses würde man eher sagen. „Sie zieht,
 „sie trillert, mengt und paart der hellen Kehle starke
 „Stimme, auf hundert und auf tausend Art.“ Diese
 drey Verse betrügen auf dem ersten Anblick, und scheinen
 harmonisch zu seyn. Sie zieht und trillert; gehen die-
 se Worte auch auf die Stimme? Sie zieht und trillert
 die Stimme; das kann wohl nicht seyn. Aber sie ste-
 hen doch so, und also sind es ambigue dicta. Sie
 mengt die Stimme der Kehle und paart sie. Wie
 kann ich eine Stimme mengen? Töne möchten wohl ge-
 mengtet werden können; und doch wollen mir die gemeng-
 ten und gepaarten Töne auf hundert und tausend Art
 gar

gar nicht gefallen. Man sagt auf hinterertausend oder tausenderley Art im gemeinen Leben; und wenn dieses richtig ist, so ist es doch ganz prosaisch. Der Poet muß sich von der Prosa zu entfernen wissen, auch da, wenn er den niedrigsten Styl redet.

Le Stile le moins noble a pourtant sa noblesse.

Siebente Strophe. Noch läßt sie sich nicht kraftlos finden; ist gezwungen gesagt. Es soll heißen: dennoch fährt sie herzhast fort. Sie singt und will zu ihrer Pein eh sterben, als nicht überwinden, eh siegen, als am Leben seyn. Sehr heroisch von der Lerche. Aber worauf geht das zu ihrer Pein? Auf das Sterben? Sie will also zu ihrer Pein sterben? Sehr fremd geredt. Dem einzelnen Worte, singen, sollte nicht die Redensart entgegen gesetzt stehen, am Leben seyn, sondern leben. Es ist natürlicher und verhältnißmäßiger. Wer sieht nicht, daß die Reime Pein und seyn wider das Natürliche dieser Stelle sich empört haben? Aber der Reim ist der Sklav, und der Poet der Herr.

La Rime est une esclave, & ne doit qu'obéir.

„Sie singt; allein zu ihrer Schmach.“ Schmach ist nicht das richtige Wort; Schande, Verdruß, Schimpf, oder so etwas. „Das Echo wacht;“ wacht ist unnatürlich. „Und thut es nach;“ thut, ist platt; warum nicht, spricht, singt u. d. gl.?

Nachte

Achte Strophe. „Drauf schießt sie bey dem
 „letzten Zuge, die so behörte Sängerin, mit aufgebracht-
 „tem schnellen Fluge, nach der verhassten Freundin
 „hin.“ Drauf, schon wieder! Bey dem letzten Zuge;
 was ist das für ein Zug? Der Zug des Athems;
 oder sieht Zug statt Ton? Und was heißt der letzte Zug?
 Soll es heißen: indem sie den letzten Ton singt, schießt
 sie nach dem Spiegel? Wer wird so erzählen? Die
 behörte Sängerin; behört ist kein gewähltes Wort.
 Mit schnellem Fluge kann man sagen, aber wohl nicht
 ohne Gewaltigkeit mit aufgebrachtem schnellen Fluge.
 Die verhasste Freundin, ist langweilig, und wie
 das hin nicht nothwendig; und woher war sie eine
 Freundin von ihr? Sie sah sie ja ist zum erstenmale.
 Das Dymoron, verhasste Freundin, ist also hier ein
 Spielwerk. „Und stößt sich in der Naserey am Spie-
 „gel Kopf und Hirn entzwey.“ In der Naserey;
 wer wird dieß von der Lerche sagen? Sie ist ja kein
 Lieger. In der Hise stößt sie sich also am Spiegel
 Kopf und Hirn entzwey. Erstlich Kopf; es muß noth-
 wendig den Kopf heißen. Alsdenn Hirn für Gehirn
 ist unerträglich. Und warum muß sich die arme Lerche
 den Kopf, und auch das Gehirn entzwey stoßen? Ich däch-
 te, das erste wäre genug gewesen. Das Gehirn ist unnö-
 thig, und erweckt einen ekelhaften Begriff. Endlich sagt
 man nicht, sich das Gehirn entzwey stoßen.

Neunte Strophe. „Hier trägt sie Damon aus
 „der Stube.“ Wozu wird das Leichenbegängniß er-
 wähnt? Um auf die Grube einen Reim zu haben?
 Warum trug sie Damon aus der Stube? Warum warf
 er sie nicht zum Fenster hinaus? Müßiger Umstand!
 O, spricht er, da er nachgedacht. Er muß also erst
 nachdenken, ehe er seinen Sittenspruch findet? Ware es
 nicht natürlicher, er siele ihm gleich ein? O, kämen die
 in eine Grube. Das doppelte O! scheint mir zu wich-
 tig für diesen Fall zu seyn. Aber wem sagt er diese Be-
 trachtung? Sich selber, oder sind Leute um ihn? Sollte
 Damon so figürlich mit sich selbst reden? Das ist nicht
 wahrscheinlich. Genug er sagt: „O kämen die in eine
 „Grube, die Ehr und Schatten umgebracht, so würdest
 „du wohl manchem Held und manchem Weisen benge-
 sellt.“ Was bedeutet Schatten? Den eigentlichen
 Schatten in Ansehung der Terehe, und den figürlichen in
 Ansehung des Helden und Weisen; ist also zweydeutig.
 Manchem Held ist wider die Grammatik; manchem
 Helden. Bengefellt, lieber zugestellt; wiewohl auch
 dieses Wort noch nicht das bequemste ist. Die ganze
 Betrachtung ist zwar die Hauptmoral; aber durch eine
 gute Wendung wollte man sie doch nur im Vorbeygehen
 anbringen; und dafür sollte sie natürlicher und nicht so
 spitzsündig gesagt seyn.

Dieses sind also die Fehler in Absicht auf die Kürze,
 die Deutlichkeit der Erzählung, und die nöthige Wahl der
 Spra-

Sprache. Und wo sind denn nun die Eigenschaften der dritten Tugend der Erzählung, nämlich der Anmuth?

Ich hätte noch viel mehr sagen können, wenn ich strenger hätte kritisiren wollen. Indessen wird dieses hinlänglich seyn, den Geschmack und die Beurtheilungskraft der Anfänger zu schärfen, und diejenigen Leser, welche meine Fabeln in den Belustigungen immer noch für gut, und mich für eigensinnig gehalten haben, weil ich sie nicht habe herausgeben wollen, zu belehren, daß sie zu flüchtig, und darum zu günstig von diesen Arbeiten geurtheilet. Dieses gilt auch von den folgenden beiden Fabeln. Sie können mit ihren Anmerkungen ein Beweis seyn, daß ich sie aus Hochachtung für das Publicum und den Geschmack nicht habe sammeln wollen. Sie waren mir zu der Zeit, da ich sie schrieb, leicht zu vergeben; und es ist ein weit größerer Fehler, daß ich sie damals habe drucken lassen, als daß ich sie nicht besser gemacht habe.



Der Schäfer und die Sirene.

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
 Ein Thyrsis im Arkaderlande,
 Trieb öfters nach des Meeres Strande,
 In ruhiger Gelassenheit.
 Sein treuer Hund war sein Gehülfe,
 Ein kirres Lamm war seine Lust,
 Und außer einem Rohr von Schilse
 Ihm weiter kaum ein Glück beyußt.
 Er kannte weder List noch Feind,
 Und schlief vergnügt auf seiner Matte;
 Er wünschte nichts, als was er hatte,
 Und war sich selber Glück und Freund.
 Ihn rührten keine Schäferinnen;
 Gesiel ihm eine bey dem Spiel:
 So konnte sie nichts mehr gewinnen,
 Als daß sie ihm einmal gesiel.

Doch seiner Ruhe droht Gefahr!
 Das Meer zeigt ihm die beste Schöne;
 Er wird die nackende Sirene
 Mit nie gefühlter Lust gewahr.
 Er steht, und will nicht stehen bleiben;
 Er sieht, verliert den freyen Sinn,
 Will abwärts mit der Heerde treiben,
 Und treibt nur mehr ans Ufer hin.

Zwo blauer Augen Blick und Zug,
 Die schmachkend voller Wollust brannten,
 Sich nach dem Angriff jaghaft wandten,
 Als hätten sie nicht Muth genug;
 Hal stolzeb, halb verschämte Minen,
 In denen Ernst, Gefahr und Lust
 Einander zu begegnen schienen,
 Durchdrangen unsers Schäfers Brust.

Vom runden Kinne bis zur Hand,
 Von weißen Hüften bis zur Stirne,
 Entzückt ihn diese Wasserdiene,
 An der er tausend Anmuth fand.
 Nie wird sie reizend gnug beschrieben;
 Der beste Riß bleibt ein Versuch.
 Kurz: Sie zu sehn und nicht zu lieben,
 War, wie man sagt, ein Widerspruch.

Der gute Schäfer steht zerstreut,
 Vergift sich selbst und seine Heerden,
 Und klagt mit ängstlichen Geberden
 Der Schönen seine Zärtlichkeit.
 Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?
 Ich soll an deiner Seite ruhn?
 Ja, Freund, du sollst mein Herz besitzen,
 Erbittle mich nur vom Neptun.

Der Schäfer ruft zum Gott der See:
 Ein Opfer von zwo feisten Ziegen
 Soll dich, Neptun, sogleich vergnügen,
 Wosfern ich nicht vergebens fleh.
 Dir, spricht Neptun, mein Kind zu geben?
 O spare Seufzer, Wunsch und Harm!
 Ich gäbe dir und deinem Leben
 Ein ewig Unglück in den Arm.

Der arme Thyrsis seufzt und weint,
 Und klagt mit manchem bangen Schalle
 Sein leid dem nahen Wiederhalle,
 Bis wiederum Neptun erscheint.
 Gut, spricht Neptun, du gleichst den Knaben;
 Dich blendet eine Scheingestalt.
 Gut, gut, du sollst dein Unglück haben;
 Denn du verlangst es mit Gewalt.

Die Nacht befördert Thyrsis Ruh,
 Neptunus giebt ihm die Sirene.
 Der Schäfer trägt die nasse Schöne
 Entzückt nach seiner Hütte zu.
 Er weis sein Glück kaum gnug zu schätzen,
 Sein mattes Herz wird wieder frisch.
 Der Tag erscheint. O, welch Entsetzen!
 Sirene war halb Mensch, halb Fisch,

O Fabel! meynst du nicht die Welt,
 Die früher liebt und eher brennet,
 Als sie das Kind zur Hälfte kennet,
 Das Aug und Wahn für göttlich hält?
 Man liebt der Schönen Mund und Stirne,
 Bis der verborgne Fisch uns schreckt,
 Ihr eitles Herz, ihr leer Gehirne
 Die Fehler unsrer Wahl entdeckt.

Auch diese Erzählung hat viel Müßiges, viel Mat-
 tes, und einen gewissen Firniß, der das Auge blendet.
 Ein Arkadischer Schäfer sieht eine Sirene auf der See,
 verliebt sich in sie, hält bey dem Neptun um sie an, und
 bekömmt sie. Dieß sind die Haupttheile der Erzählung,
 welche die Deutlichkeit bezieht, und die Kürze billiget.
 Diese Theile sollen nun ausgebildet und verschönert wer-
 den, damit sie, gleich als auf dem Gemälde, genug ins
 Auge fallen, jedes nach seinem Bedürfnisse, nach der
 Wahrscheinlichkeit; aber auch nach der Hauptabsicht.
 Der Schäfer, die erste Person der Handlung, was will
 man von ihm wissen? Wie ruhig und zufrieden er mit
 seinem Stande war? Nein, man will ein Zuschauer von
 der Begebenheit seyn, wie er die Sirene erblickte, und sich
 in sie verliebte. Wäre also diese Beschreibung von seiner
 schäferischen Zufriedenheit auch noch so schön: so würde
 sie doch eben deswegen wieder nicht gut seyn, weil sie hier
 nicht nöthig war, von der Sache, die vorgien, nicht be-

fohlen wurde, und die Aufmerksamkeit zu lange auf sich zog.

Que jamais du sujet, le discours s'écartant,

N'aïlle chercher trop loin quelque mot éclatant *.

Die zweyte Hauptperson ist die Sirene. Was will man von dieser wissen? Wie schön sie war? Ja; aber unter der Bedingung, daß die Beschreibung unsre Erwartung übertreffen, daß sie nicht alltäglich seyn, daß sie nicht durch ihre Länge einschläfern muß. Die eingeschaltete Beschreibung der Sirene ist nicht neu; sie ist lang und starr. Ihr Verhalten bey der Liebeserklärung des Schäfers ist das Merkwürdigste, was man wissen will, und worauf man, wenn man von so einer Handlung ein Zuschauer wäre, am meisten Acht haben würde. Dieses Verhalten würde sich durch ihre Mienen und Geberden durch ihre kleinen Listen, daß sie thäte, als merkte sie den Schäfer nicht, daß sie sich auf der See mit einer gewissen angenommenen Sorglosigkeit etwas zu thun machte, daß sie bald ihre Locken zurückschlug, bald im Schwimmen ihrer Schönheit eine neue Anmuth gäbe, und endlich dadurch offenbaren, daß sie mit ihm so redte, daß er hoffen und fürchten müßte, um ihn desto gewisser zu fesseln. Dieses Gemälde, weil es Handlung erhielt, würde einnehmender seyn, als die todte Beschreibung ihrer Augen, ihrer Stirne, ihrer weißen Schultern; würde aus der Materie selbst entsprossen seyn, und nichts als Wahl und

Feinheit

Feinheit erfordern. Auf diese Weise hätten die beiden Hauptgegenstände der Erdichtung schön gezeigt werden können; und so hätte zugleich die Erzählung anstatt der ernsthaften Mine, die ihr nicht läßt, die lachende und muntere, die sie verlangt, bekommen können. Der Theil der Handlung, da der Schäfer den Neptun bittet, und wieder bittet, ist in der Fabel mit kleinen Umständen beschweret, die nicht einnehmen. Man will wissen, ob der Schäfer die Sirene bekommen wird; aber man will es bald wissen. Wie es uns in der Natur als Zuschauern würde beschwerlich gewesen seyn, wenn der Schäfer und Neptun ein langes Gespräch mit einander gehalten, und unsrer Neugier Gewalt angethan hätten: so wird es auch in der Nachahmung beschwerlich. Und das heißt eben Geschmack, stets das Gehörige, das Beste zu wählen, nicht zu viel, nicht zu wenig, und doch das zu sagen, was das Vorzüglichste war. Ich will es zugeben, daß die Erzählung hin und wieder einige feine Züge hat. Aber wie wenig ist das, wenn die Hauptschönheit fehlt?

C'est peu qu'en un Ouvrage, où les fautes four-
millent,

Des traits d'esprit semés de tems en tems petillent.

Il faut que chaque chose y soit mise en son lieu;

Que le début, la fin, répondent au milieu;

Que d'un art délicat les pièces assorties

Ny forment qu'un seul tout de diverses parties *.

35

Dieses

* Ebendas. B. 175.

Dieses gilt von jedem Werke des Geschmacks, und von der kleinen Fabel so wohl, als von der größern; ja von der kleinen um desto mehr, je geschwinder der Fehler an einem kleinen Werke in die Augen fällt. Den Fehler, daß der Schäfer nicht eher als am Morgen sieht, wer seine Sirene war, will ich nicht tadeln, da er schon lange von andern ist getadelt worden*.

Die Erzählung leidet mehr als eine Moral, nachdem sie gewendet wird. Man kann sagen: Eine Schöne, die vor der Hochzeit eine Göttinn war, ist nach derselben oft ein schönes Ungeheuer. Man kann sagen: Wir treffen die Wahl bey unsrer Liebe sehr übereilt; wir sehen auf den äußerlichen Reiz, und untersuchen nicht, ob unter ihm nicht ein böses Herz verborgen liege. Man kann die Moral von einer andern Seite nehmen und sagen: Wenn uns die Götter stets unsre Wünsche gewährten, so gewährten sie uns nicht selten unser Unglück. Oder: unsre liebsten Wünsche sind oft die größten Thorheiten. Diejenige Deutung wird die beste seyn, die am natürlichsten aus der Erzählung fließt, und die zugleich ihres innern Werthes wegen die andern übertrifft. Es ist wahr, der Lieb-

* Der Engländer Denis (*S. Select Fables by Mr. Charles Denis. London 1754. auf der 203. S.*) hat eben diesen Fehler begangen. Er sagt von dem Schäfer:

And now possess of all her charms,
He thinks himself the happiest man in life:
But oh! at morn he found within his arms
A monster for a wife.

Liebhaver führt oft in seiner Braut, übereilt durch seine Wahl, betrogen durch die Augen und Einbildung, ein verkleidetes schönes Unthier nach Hause. Aber so wahr es seyn mag, so würde ich doch diese Bedeutung der Fabel nicht wählen; entweder weil es zu wahr ist, oder weil es eben so wahr ist, daß sich die Liebhaberinnen mit ihren Liebhabern oft nicht weniger betrügen. Es scheint mir also eine Art der Ungerechtigkeit in dieser Klage enthalten zu seyn. Die Deutung, daß nach der Hochzeit aus der angenehmen Braut bald eine kleine Furie wird, scheint mir mit der Erzählung nicht genau übereinzustimmen, wenn man dem Schäfer nicht ein förmliches Beylager andichten will. Es würde folglich nach meinem Geschmacke die letzte Moral die vorzüglichste seyn, nämlich daß unsre feurigsten Wünsche im Grunde oft Thorheiten sind.

Ich komme nunmehr zu den Anmerkungen über den Ausdruck und Ton der Erzählung. Sie ist wieder in dem Versmaasse der Ode abgefaßt, und um wohlklingende Strophen zu machen, habe ich das Freye und Natürliche im Erzählten vernachlässiget.

Erste Strophe. „Ein Schäfer aus der göldnen
 „Zeit, ein Thyrsis im Arkaderlande;“, die zweyte Zeile ist müßig, und das ein Thyrsis, das dialogisch schön seyn soll, eben nicht schön. Würde man gern in Prosa erzählen: Ein Schäfer, ein Thyrsis in Arkadien, trieb öfters — Siebt es außer Arkadien auch Thyrsis? Oder dichten wir unsre Schäfer, wenn wir welche schaffen,
 nicht

nicht in dieses Land hinein, oder aus ihm heraus? Will man sagen: es kann ja wohl in Arkadien viele Thyrsis geben; nun so heißt ein Thyrsis, der Bedeutung nach, nichts mehr als ein Schäfer, und dieß steht in der ersten Zeile. Im Arkaderlande; nicht gut gesagt, so wie man nicht sagen würde, im Sicilerlande. Kurz, man erinnert sich bey dem Arkaderlande an das alte lied: Der tapfre Fürst im Bayerlande. „In ruhiger Gelassenheit.“ Dieser Vers ist sehr nachgeschleppt; er sollte in den Gedanken hineingeschoben seyn, und also vor dem Meeresstrande stehen. Gelassenheit ist zu wenig; Zufriedenheit sollte das Wort seyn. Durch das Wort ruhig wächst die Idee der Gelassenheit, oder ihr Nachdruck nicht. Ueberhaupt ist Gelassenheit nicht das rechte Wort. „Sein treuer Hund war sein Gehülfe u. s. w.“ Diese vier Zeilen, und die nächstfolgenden viere aus der andern Strophe sind ein Zierrath, der nicht zur Sache gehört. Der Schäfer möchte das seyn und haben oder nicht, was in dieser Beschreibung steht: so konnte er sich doch allemal in die Sirene verlieben. Endlich setzt man voraus, daß ein arkadischer Schäfer ein zufriednes Geschöpf ist; man muß es daher nicht weitläufig erweisen, sondern nur im Vorbengehen erwähnen, wenn es nicht die Absicht der Materie besonders bezieht. Es mag also diese Beschreibung, einzeln betrachtet, noch so gut seyn: so ist sie es hier doch beswegen nicht, weil sie nicht das Bedürfniß des Stückes, sondern des Poeten ist, der seine Geschick.

schicklichkeit, im Beschreiben ohne Ruf hat wollen sehen lassen; das heißt Quintilian *lasciviam ingenii*, wenn er den Ovid von dieser Seite her tadelt. Was überflüssig ist, ist allemal verwerflich, wenn es auch noch so schön wäre; und diese Beschreibung ist unstreitig überflüssig, und zu lang.

Recideret omne quod ultra

Perfectum traheretur . . .

sagt Horaz * vom Lucil, wenn er wieder aufstehn und seine Gebichte verbessern sollte. Endlich verräth das Rohr von Schilfe den Reim zu sehr. „Er kannte weder List noch „Feind.“ Das versteht sich. In Arkadien betrügt und verfolgt man sich nicht. „Er schlief vergnügt auf seiner „Matte,“ ist wenig gesagt. „Er wünschte nichts, als „was er hatte.“ Diese Beschreibung würde genug zu dem Character des Schäfers gewesen seyn, wenn sie richtiger gesagt wäre. „Und war sich selber Glück und „Freund.“ Was soll Freund hier heißen? Er liebte sich selbst am meisten? Nein, und also dieses: er brauchte und suchte keine Freunde. Das ist wider die Natur, und also auch wider die Natur der Schäfer. Thyrsis wäre ein Anachoret, und kein Schäfer gewesen, wenn dieser Umstand wahr seyn könnte.

Dritte

* L. I. Sat. 10. imd BOILEAU A. P. Ch. I. v. 61.

Tout ce qu'on dit de trop est fade & rebutant :

L'esprit rassis le rejette à l'instant.

Dritte Strophe. „Doch seiner Ruhe droht Gefahr! Das Meer zeigt ihm die beste Schöne.“ Das Beywort beste ist matt. „Er wird die nackende Sirene mit niegefählter Lust gewahr.“ Mit niegefählter Lust; worauf bezieht sich diese Lust? Ueberhaupt auf alle seine Lust, die er ie empfunden? Oder soll er sonst schon die Sirene gesehen, und nie so viel bey ihrem Anblicke empfunden haben? Es ist also zweydeutig; redarguet ambigue dicta. Er verliert den freyen Sinn, anstatt seine Freyheit, ist gezwungen und unrichtig.

Die vierte und fünfte Strophe enthalten wiederum eine gedehnte Beschreibung der Sirene. „Zwo blauer Augen Blick und Zug, die schmachkend voller Wollust brannten, sich nach dem Angriff jaghaft wandten, als hätten sie nicht Muth genug.“ Zwo blauer Augen; nicht zwo, sondern zwey. Sagt man: Doris hat zwey schöne blaue Augen? Kann sie derselben wohl mehr oder weniger haben? Ein paar blaue Augen, ja, das spricht man. Der Blick und Zug dieser blauen Augen durchdrangen die Brust des Schäfers. Was ist der Zug der Augen? Soll es das Anziehen heißen, so ist es erbärmlich gesagt. Und wie kann das Anziehen der Augen die Brust durchdringen? Ich mag wohl nicht viel dabey gedacht haben, sonst würde mehr Klarheit in dem Ausdrücke seyn.

Ce que l'on conçoit bien, s'énonce clairement,
Et les mots, pour le dire, arrivent aisément*.

* Ebendas. B. 153.

Diese Augen brannten voller Wollust; gut. Sie brannten schwachtend voller Wollust. Geht schwachtend auf voller Wollust, oder bezieht es sich aufs Brennen? . . .

„Sich nach dem Angriff zaghaft wandten, als hätten sie nicht Muth genug.“ Erst sind die Augen Flammen, nun werden sie so gleich, Streiter. „Halbstolze, halbverschämte Minen, in denen Ernst, Gefahr und Lust einander zu begegnen schienen.“ Welches Gemälde der Minen! Halbstolz, halb verschämt, dieß läßt sich denken, und also auch malen. In diesen Minen ist über den Stolz und die Verschämtheit erstlich Ernst. Was heißt Ernst hier? Eine ernsthafte Mine? Diese ist schon im Stolge. Oder heißt Ernst, weil Gefahr darauf folgt, gar so viel als Muth? Oder ist es dem Scherze entgegen gesetzt, und heißt also: es war den Minen ein Ernst, den Schäfer zu rühren? Das weis ich nicht, und mag es auch nicht wissen. In diesen Minen begegnen also erst der Ernst, und dann die Gefahr, und auch die Lust einander. Was ist Lust? Heißt es Freude, Vergnügen, Reiz, oder Wollust? Vermuthlich das Letzte? Und wie begegnen denn nun diese personificirten Begriffe einander? Brust, anstatt Herz, ist sehr hoch bey dieser Gelegenheit, und durchdringen ist eben nicht schön. Ihre Blicke, ihre Minen durchdringen meine Brust. Hört man keinen Zwang bey diesem Ausdrücke? Diese Wasserdirne, ein garstiges Wort, des Reims wegen herbegezogen, „entzündt ihn vom runden Kinne bis zur Hand, von weißen Hüften

„bis

„bis zur Stirne.“ Nicht viel Idee, und sehr viel Worte. So verliert sich unter der Menge von Blättern eine unreife Frucht. Warum fängt die Beschreibung vom Kinn an zu visiren, bis auf die Hand? Man sagt vom Haupte bis zum Fuße, und vom Fuße bis zum Haupte, weil dieses die äußersten Theile sind, die einander entgegen stehen; aber das Kinn und die Hand sind es nicht. Das Kinn, in so weit es bloß rund ist, ist eben noch nicht schön; ich kann eben so wohl der runde Arm sagen. Da das Kinn ein Beywort hat, warum es den Schäfer entzückt: so sollte die Hand ebenfalls ein Beywort, oder eine kleine Erhöhung haben. „Von weißen Hüften bis zur Stirne.“ Erstlich fehlt der Artikel den, von den weißen Hüften, der nach den Sprachgesetzen hier durchaus nicht fehlen kann. Ferner ist das Beywort weiß wieder kein ausdrückendes eigenthümliches Beywort. Sind nur die Hüften weiß? Nicht auch die Hand und die Stirne? Endlich sollte die Stirne ebenfalls ein Beywort haben, wie die Hüften eins hatten. Die Hüften und die Stirne stehen auch in keinem Verhältnisse, und das Wort Hüften ist wider den willkührlichen Wohlstand. „An der tausend Anmuth fand.“ Nachdem schon die Wirkung das Entzücken, vorhergegangen, kömmt endlich die Ursache hintennach geschlichen, daß er tausend Anmuth an der Schönen fand. Ueberdieses ist das finden, und das tausend sehr prosaisch. „Wie wird sie reizend gnug beschrieben.“ Das sieht man aus der Beschreibung selber,

ber. „Der beste Riß bleibe ein Versuch.“ Riß für
 Abriß, Abbildung; nicht gut. Versuch; es sollte hier
 unstreitig heißen unvollkommenes Gemälde, Schattenwerk,
 u. d. gl. Beide Verse stehn der folgenden wegen da:
 „Kurz, sie zu sehn und nicht zu lieben, war, wie man sagt,
 „ein Widerspruch.“ Kann ich sagen! Ich sah das Frau-
 enzimmer, sie war außerordentlich schön, und es war ein
 Widerspruch, sie zu sehn und nicht zu lieben? Oder würde
 man nicht sprechen: und es war mir unmöglich, sie zu se-
 hen und nicht zu lieben? Im Präsenti kann der Ausdruck
 richtig seyn: sie zu sehen und nicht zu lieben, widerspricht
 sich; und doch würde ich nicht sagen, ist ein Widerspruch,
 lieber, etwas widersprechendes.

Sechste Strophe. „Der gute Schäfer steht zer-
 streut, vergift sich selbst und seine Heerden.“ Erst die
 Heerden, und dann sich. Wenn ich mich vergesse, so
 ist es nichts neues, daß ich das vergesse, was um mich
 herum ist. „Und klagt mit ängstlichen Geberden der
 „Schönen seine Zärtlichkeit.“ Ängstlich ist zu hoch ge-
 trieben; und ängstliche Geberden rühren auch nicht sehr.
 „Warum nicht lieber schüchterne, furchtsame Geber-
 den? Diese sind der geschwinden liebe eigen.“ Dich,
 „rief das Kind, kann ich erhitzen?“, Was für ein Kind?
 Die Sirene? Die Schöne also, oder das schöne Kind,
 und nicht das Kind allein. Kann ich erhitzen, ist sehr
 romanmäßg; eben so wohl als das, an deiner Seite
 ruhn. Der Schäfer hat ja noch nicht gesagt, daß sie an
 seiner

feiner Seite ruhn soll; warum ist sie so voreilig? Sollte eine Sirene nicht schlauer antworten? Ich dünkte es.

Siebente Strophe. „Der Schäfer ruft zum Gott der See: „Ein Opfer von zwo feisten Ziegen.,, Warum feist und nicht fett? und warum ein Opfer von Ziegen? Opfern etwan die Schäfer dem Neptun eingeführtermaßen Ziegen, oder werden ihm nicht vielmehr Stiere und Pferde geopfert? Und warum zwo? „Soll dich „Neptun, so gleich vergnügen.,, Das so gleich ist sehr pünctlich, contractmäßig, und verräth eine große Meynung von seinem Opfer; und das vergnügen ist sehr gezwungen, und wegen der Ziegen aufgesucht. „Wosern „ich nicht vergebens fleh;,, klingt zu drohend. „Dir, „spricht Neptun, mein Kind zu geben?,, Neptun redet hier wie ein guter ehrlicher Bürger. Ist Sirene seine Tochter? „O, spare Seufzer, Wunsch und Harm.,, In dieser Zeile drückt sich Neptun poetischer aus. Er redet in der Figur, die man Gradation oder Cumulation nennt; aber sie ist ihm nicht recht geglückt. Spare deine Seufzer und deine Wünsche, hätte er sagen können; aber spare deinen Harm, dieß hat er des Reims wegen gesagt, sonst würde er das undialogische Wort nicht gebraucht haben. „Ich gäbe dir und deinem Leben ein „ewig Unglück in den Arm.,, Daß er ihm das Unglück in den Arm gäbe, wäre schon genug; aber seinem Leben in den Arm, da hat Neptun gar nichts gesagt.

Der

„Der arme Thyrsis seufzt und weint.,, Thränen möchte Thyrsis wohl vergiessen, nur nicht weinen.,, Und „klagt mit manchem bangen Schalle sein Leid dem nahen „Wiederhalle, bis wiederum Neptun erscheint.,, Mit manchem bangen Schalle, ist gereimt und hart. Dem nahen Wiederhalle; wo war der Wiederhall? auf der See, oder auf der Flur? „Bis wiederum Neptun erscheint.,, Wenn ich auch die Versehung des wiederum nicht tadeln will, so ist es doch wenigstens kein Wort für die Poesie. In wie langer Zeit ist Neptun nicht wieder um erschienen? Hat der Schäfer stets dem Wiederhalle sein Leid indessen geklagt? Die Antwort des Neptuns ist den Versen nach gut, dem Inhalte nach sehr philosophisch und docirend.

„Die Nacht befördert Thyrsis Ruh.,, Ist Ruhe hier der Schlaf, weil die Nacht die Ursache davon ist, oder heißt es Vergnügen, Glück? „Neptunus giebt ihm „die Sirene.,, Auf was für Weise? „Der Schäfer „trägt die nasse Schöne entzückt nach seiner Hütte zu.,, und merkt es also nicht, daß sie halb Fisch ist? nicht eher, als bis der Tag erscheint? „Sein mattes Herz wird „wieder frisch.,, Gezwungen, und mehr noch, als gezwungen.

„O Fabel! meynst du nicht die Welt, die früher liebe „und eher brennet.,, Welt, es gehet ja nicht auf die ganze Welt, sondern nur auf die Mannspersonen. Das
 K 2 brennet

Brennet ist kein schönes Wort, und sagt ohnedem nichts mehr, als das liebet. „Als sie das Kind zur Hälfte kennet, das Aug und Wahn für göttlich hält.“ Das Kind anstatt Schöne; unnatürlich. Zur Hälfte keimet; ist unedel ausgedrückt. Aug ohne Artikel, und statt die Augen, ist hart. „Man liebt der Schönen Mund und Stirne.“ Hier sind die Theile für das Ganze, für das Gesicht gesetzt; aber mit eben dem Rechte könnte man auch sagen, die Augen und Wangen. Der Mund und die Stirne sind nicht die vornehmsten Theile; und wenn sie noch so schön wären, und das Gesicht wäre mit einer ungestalteten Nase bedeckt, so würde es wohl nicht gefallen. Indessen will ich dadurch nicht läugnen, daß man sich in einzelne Theile, in ein paar schöne Augen, in einen schönen Mund verlieben kann; allein daß die Stirne hier dem Reine Gehirne zu Liebe da steht, dieß ist offenbar.

Ich will es genug seyn lassen. „Glaubt man, daß ich zu streng gewesen bin, so antworte ich, daß man gegen das Mittelmäßige nie zu streng seyn kann. Nur alsdenn verdienen wenige und kleine Fehler Nachsicht, wenn sie durch große Schönheiten vergüet werden.“



Der Sperling und die Taube.

1.

Ein Vogel unverschämter Zucht,
 Der lieber stiehlt, als Arbeit sucht,
 Ein Sperling half den frommen Tauben
 Oft ihre Kost vom Schlage rauben.
 Früh, wenn beim ersten Sonnenschein
 Der Hauswirth sang und Futter streute,
 Fand er sich an des Schlages Seite
 Mehr frech als scheu zum Frühstück ein.

2.

Die Tauben sagten erst kein Wort;
 Dann scheuchten sie den Fremdling fort;
 Doch kam das schelmische Gefieder,
 Wo heute nicht, gleich morgen wieder.
 Drauf nahm sich aus dem Taubenchor,
 Die älteste von den stillen Thieren,
 Des Unrechts ihn zu überführen,
 Mehr redlich, als gekünstelt vor.

3.

Sie war des ganzen Schlages Preis,
 An Hals und Brust wie Schnee so weiß,
 Im blauen Schwanz und blauen Flügeln
 Echten sich ihr Mann oft zu bespiegeln.
 Sie trug die Brust gewölbt und frey,
 Die schönsten Latschen an den Füßen;
 Sie konnte auch alt noch zärtlich küssen,
 War schön, und doch dem Manne treu.

4.

Noch größere Dinge zierten sie.
 Sie hatte mit geschickter Müß
 Wohl zwanzig Kinder aufgezogen,
 Die ihr zum Ruhm im Schlage flogen.
 Sie nahm sie zeitig mit ins Feld,
 Sie ließ sie nie zu Schaden fliegen.
 Die Körner, die in Furchen liegen,
 Die, lehrte sie, sind euch bestellt.

5.

Von dieser wird das Werk gewagt.
 Der Sperling kömmt, noch eh es tagt.
 Nicht ungestüm und auch nicht blöde
 Setzt sie den fremden Gast zur Rede.
 Bist du, so fragt sie, tugendhaft?
 Mit deiner Nahrung unzufrieden
 Nimmst du, was mir und den beschieden?
 Dieß ist der Bösen Eigenschaft!

6.

Der Sperling ward so gleich gerührt;
 Nur bin ich noch nicht überführt,
 Ob mehr ihr Ansehn, oder Sagen,
 Zu diesem Siege beygetragen.
 Die Ueberzeugung war geschahn;
 Ihm fällt das Korn aus seinem Munde.
 O, spricht er, gleich von dieser Stunde
 Sollst du mich nun verändert sehn!

7.

Er hält sein Wort auch ohne Schwur,
 Und zwingt die lüsterne Natur;
 Und ob er öfters süttern sahe,
 Kam er doch nie dem Schlage nahe.
 Die Gärten stillten seine Lust;
 Denn junge Schoten auszureißen,
 Die besten Kirschen anzubeißen,
 Hat nie ein Spaz so gut gewußt.

8.

Einst frist er in der schönsten Ruh.
 Da sieht ihm unsre Taube zu,
 Und spricht: Wie klug weißt du im Sitzen
 Der fremden Frucht bequem zu nützen!
 Der Sperling hüpfte so gleich empor:
 Nun, schreyt er, kannst du mich noch hassen?
 Hab ich mein Laster nicht gelassen?
 Bin ich nicht frömmer, als zuvor?

9.

Du frömmer? Rief die Taube nach.
 Du bist noch eben deine Schmach,
 Du bist, wie sonst, der geile Fresser,
 Und scheinst dir nur vergebens besser.
 Dir wohnt dein böser Trieb noch bey;
 Du stillst ihn nur mit andern Dingen,
 Und suchst dir schmeichelnd bezubringen,
 Daß deine Brust gebessert sey.

K 4

10. Bald,

Balb, Plato, trifft dein Ausspruch ein:
 Die Tugend scheint ein Tausch zu seyn;
 Ein Laster wird igt ausgetrieben,
 Ein andres fängt man an zu lieben.
 Der Weichling flieht den geiten Scherz,
 Wird karg, und nennt sich fromm und klüger.
 Wer ist der listigste Betrüger?
 Ist's nicht des Menschen eignes Herz?

Die ganze Anlage. Ein Sperling frist oft den
 Tauben das Futter weg. Eine der Tauben wagt es, ihm
 seine Unbilligkeit vorzustellen. Er verspricht Besserung.
 Sie sieht ihn darauf auf einem Kirschbaume sitzen; und er
 fragt, ob er nicht sein Wort gehalten hätte, und frommer
 geworden wäre? Sie antwortet ihm: Nein, denn du hast
 noch die vorige Neigung, und stillst sie nur mit andern
 Dingen. Die Moral. Unfre Tugend ist die meisten-
 male ein Tausch. Man verläßt ein Laster, und wählt
 dafür ein andres. Welcher Betrug!

Gesezt, diese Erfindung wäre richtig und sinnbildlich
 genug: so würde sie doch nicht gefallen. Das Anziehende
 fehlt ihr. Allein das Richtige und Allegorische scheint
 ihr auch zu fehlen. Was soll z. E. der Sperling fressen,
 wenn er auf den Bäumen und auf dem Felde gar keine
 Frucht berauben soll? Und wenn er dieses thun darf, so
 ist seine Handlung kein Bild einer unerlaubten menschl-
 chen

den Handlung. Ich sage: „Der Weichling flieht den
 „geilen Scherz, wird farg und nennt sich fromm und klü-
 „ger.“ Dieses Exempel hat keinen Gegenstand an dem
 Sperlinge. Der Sperling hat seine Neigung mit keiner
 andern vertauscht. Er ist immer noch genäschig. Er
 stillt seine Neigung der Leckerey nur durch andre Dinge.
 Aber dieß alles bey Seite gesetzt; ist die Ausführung, die
 Art zu erzählen gut? Nichts weniger. Die Erzählung
 hat wiederum viel Müßiges und langweilliges; z. E.
 die Beschreibung der Taube in zwey Strophen. Es ist
 ferner zu weit bey der Erzählung ausgeholt. Ein Fehler,
 den viele meiner Fabeln in den Belustigungen haben!
 Anders zu reden, die Fabel ist nicht kurz genug, weil
 Umstände eingeschaltet sind, ohne welche man das Folgen-
 de hätte verstehen können. Sollten diese Umstände ja
 nothwendig scheinen, so mußten sie munter und lobhaft
 gesagt werden; und alsdenn hätte man sie des Muntern
 wegen ungern entbehrt. Dieß habe ich nicht gethan.
 Es ist trockner Ernst. Alles was in den ersten vier Stro-
 phen und in der Hälfte der fünften steht, sollte, wenn der
 Anfang der Erzählung aus dem Gesichtspuncte der Absicht
 bestimmt wird, so eingerichtet seyn: Ein Sperling fraß
 oft den Tauben das Futter mit weg. Eine von den Tau-
 ben redte ihn deswegen also an. Ich weiß auch nicht,
 warum der Redner eben eine Taube, und kein Tauber ist.
 Der letzte scheint mehr Recht dazu zu haben.

Die Sprache der Erzählung. Sie ist zu trocken
 und schwerfällig. Sie ist nicht munter, nicht naif. Fehlers
 genug!

genug! Sie ist gezwungen, oft von dem Reime, oft von dem Sylbenmaasse, selten von der Sache erzeugt.

Erste Strophe. „Ein Vogel unverschämter Zucht,“ Eine gezwungene Beschreibung! Was heißt Zucht? Heißt es von einem unverschämten Geschlechte, oder soll Zucht Sitten bedeuten? „Der lieber stiehlt, als Arbeit sucht,“ sollte heißen, als arbeitet. Stehlen gefällt mir auch nicht. „Ein Sperling half den frommen Tauben oft ihre Kost vom Schlage rauben,“ Half rauben, anstatt er raubte, ist der liebe Reim. Half rauben, heißt, er raubte mit andern. Wo steht etwas davon? Soll der Leser mehr Sperlinge oder andre Vögel in Gedanken hinzusetzen? „Früh, wenn beym ersten Sonnenschein der Hauswirth sang und Futter streute, fand er sich an des Schlages Seite mehr frech als scheu zum Frühstück ein,“ Beym ersten Sonnenschein; nicht gut gesagt, zu prosaisch; ferner nicht nöthig, außer weil der Reim ein den Sonnenschein verlangte. Der Hauswirth sang; dieser kleine Umstand hätte, da er nichts zur Sache beyträgt, wenigstens nicht so vorherlaufen, sondern lieber durch singend angegeben werden sollen. Futter streute; fütterte, wäre natürlicher, aber so hätte ich nicht Seite darauf reimen können. Mehr frech als scheu. Welcher Gegensatz! Welches Gedrechselte! Warum nicht lieber dreist, unverschämt? Er fand sich zum Frühstück ein. Das sich einfinden und das Frühstück, welches die Sprache munter machen soll, sticht zu sehr gegen den Ernst der vorhergehenden Rede ab. Das heißt, auf eine dunkle Farbe

Farbe gleich eine sehr helle erscheinen lassen, ohne daß sie sich verlaufen.

Die ganze zweyte Strophe ist nicht nöthig. Und wenn der Umstand nöthig wäre, müßte er kürzer zusammengezogen seyn. Fremdling ist nicht das rechte Wort. Der Sperling ist der Taube kein Fremdling. Schelmische Gefieder. Was ist hier Gefieder? Wo heute nicht, gleich morgen; langweilig. Das Taubenchor ist sehr poetisch. Im Scherze gieng es an. „Die älteste von den stillen Thieren,“ Wer wird die Tauben durch stille Thiere beschreiben? So kann ich die Hünen, die Schaase und alles ebenfalls stille Thiere nennen. Lieber nichts gesagt, als die Idee von den Tauben beschwerlich gemacht. Aber ich mußte auf überführen reimen. „Mehr redlich als gekünstelt vor,“ Wozu das? Den Vers voll zu machen. Soll das gekünstelt eine Satyre auf die schlechten Redner seyn? Wer konnte sie hier erwarten? Wie sind redlich und gekünstelt einander entgegen gesetzt? Natürlich gieng nicht in den Vers. Wie kann ich mir gekünstelt etwas vornehmen? Das weis ich nicht. Gekünstelt etwas thun, das geht an, und die ganze Fabel ist ein Beweis davon.

Nun kömmt die langweilige Beschreibung der Taube. Gesezt, sie wäre überhaupt gut: so ist sie doch an diesem Orte zu lang. Der Leser wird aufgehalten und ermüdet. Dieß ist nicht die Absicht der Beschreibungen. Wer schmückt kleine Theile so aus, daß sie das Auge von den größern und wichtigeren Theilen abziehen? War der Schmuck hier nöthig? Die Taube mochte schön seyn oder nicht; sie konnte sagen,
was

was sie sagt. Ihr sittlicher Lobspruch in der folgenden Strophe scheint sich mehr mit der Absicht zu vertragen. Einer Taube, die einen so guten bürgerlichen Character hat, läßt es am natürlichsten, dem Sperlinge eine Strafpredigt zu halten. Aber warum straft sie ihn? Darum, daß er ihr das Futter vom Schlege wegfraß. Braucht man dieses zu thun, einen moralisch guten Character? Endlich, ist die Beschreibung schön? Sie kann es nicht seyn, wenn sie zu lang und außer ihrem Orte ist. Wir wollen sie nach ihren einzelnen Zügen durchgehn, und nach den Farben. „An Hals und Brust wie Schnee so weiß.“ Sie hatte also einen weißen Hals. „Im blauen Schwanz und blauen „Flügeln schien sich ihr Mann oft zu bespiegeln.“ Sie hatte blaue Flügel und einen solchen Schwanz, in dem sich ihr Mann (warum Mann?) oft zu bespiegeln schien. Warum nur schien? That ers nicht wirklich, wenn die Sache anders angeht? Oder mußte ich den Infinitivum spiegeln zu Flügeln haben? „Sie trug die Brust gewölbt und frey.“ Die Brust frey tragen, geht an. Gewölbt tragen, geht dieß auch an? Vielleicht bey den Tauben. „Die schönsten „Latschen an den Füßen.“ Sie trug also Latschen, und zwar an den Füßen. Ist trug das rechte Wort? Sagt man die Taube hat Latschen an den Füßen, oder sie trägt? Man fällt beynabe durch das Wort tragen auf BärLatschen oder Sitzschuhe. „Sie konnt auch alt noch zärtlich küssen, „war schön, und doch dem Manne treu.“ Ist treu zu seyn eine große Tugend für Alte? Wozu also dieser doppelte Umstand? Soll es Satyre seyn? Oder ist es nur Heppigkeit des

Wises,

Wißes, da man einen Einfall nicht zurück halten kann, weil er uns gefällt, ohne zu fragen, ob ihn die Sache gern verträgt?
 „Noch größere Dinge zierten sie.“ Die Dinge schicken sich weder auf das Vorhergehende, noch auf das Nachfolgende. Sind das Dinge, daß sie einen weißen Hals und blaue Flügel hätte? Sind das Dinge, daß sie ihre Kinder mit uns Feld nahm und sie nicht zu Schaden fliegen ließ? Mit geschickter Müß, ist gezwungen. Wohl; ist hier matt, profaisch. Zwanzig Kinder; nicht schön. „Die Körner, die in Furchen liegen, die, lehrte sie, sind euch bestellt.“ Das lehrte sie, ist hart, gezwungen. Sind euch bestellt, anstatt sind für euch, ist Keim, ist Undeutsch. In Furchen; nein, in den Furchen. Nicht ungestüm und auch nicht blöde. - Wieder ein frostiger Gegensatz des Verbes und Keims wegen! „Bist du, so fragt sie, tugendhaft?“ Die ganze Rede ist schlecht. Ich hätte besser gethan, ich hätte keine so schöne Taube auftreten lassen. Tugendhaft ist zu menschlich, zu philosophisch. „Was mir und den beschieden,“ nämlich ist, das hier nicht fehlen kann. Und wer sind die den? Vermuthlich die Umstehenden, also denen, diesen; Undeutsch, wider die Grammatik! Du nimmst, was mir und den beschieden ist; hätte es trockner gesagt werden können? Ist es nicht schon wieder der Keim? Dieß ist der Bösen Eigenschaft. Herzlich matt, trocken, gereimt.

„Der Sperling ward so gleich gerührt.“ Darüber kann man sich mit Recht wundern. Doch die Sperlinge sehen vielleicht nicht auf die Beredsamkeit, sondern auf die Sachen.
 „Nur bin ich noch nicht überführt, ob mehr ihr Ansehn oder
 2) Sagen

„Sagen zu diesem Siege beygetragen.“ Es scheint als hätte ichs gefühlt, daß die Rede der Taube nichts taugt. Aber ich hätte doch den schläfrigen Vers, Nur bin ich noch nicht überführt auch fühlen sollen, um ihn wegzulassen.

„Ob mehr ihr Ansehn oder Sagen.“ Das Sagen anstatt ihre Rede, ist hier eine Freyheit, die der Reim entschuldigt.

„Zu diesem Siege beygetragen.“ Beygetragen ist nebst dem ob mehr durchaus matt, prosaisch; und Sieg schießt sich hieher nicht. Die Ueberzeugung war geschewn. Da schon der Sieg erwähnt worden, so ist dieses sehr kraftlos.

„Gleich von dieser Stunde.“ Das gleich ist nicht schön. Nun in der folgenden Zeile, ist ein leeres Wort. „Er hält sein Wort auch ohne Schwur.“ Ohne Schwur; wieder der Reim! „Und ob er öfters füttern sahe.“ Das ob er, anstatt ob er gleich, ist unrichtig und matt. „Kam er doch nie dem Schläge nahe;“, nahe, es sollte wohl nah, oder zu nah heißen. „Einst frißt er in der schönsten Ruh;“, schönste Ruh, schlecht gesagt. Großer Verdacht, daß es der Reim sagt, und nicht der Autor. „Da sieht ihm unsre Taube zu.“ Schläfrig verbunden! „Wie klug weißt du im Sizen.“ Im Sizen, merkwürdiger Umstand! Endlich warum nicht sitzend? „Der fremden Frucht bequem zu nützen.“ Harter, unnatürlicher Ausdruck: Die Frucht der Fremden bequem nützen; und das von einem Sperlinge gesagt? Wäre es nicht besser: wie gut läßt du dir die fremden Früchte schmecken? Aber auf schmecken war gleich kein Reim da.

„Der Sperling hüpfst so gleich empor. Hüpfst empor, wo war er? Er saß. Wo saß er? In den Kirschen oder in den Scho-

Schoten? Er hüpfte also in die Höhe, und nicht empor. Dieß
 ist fremd. Und warum hüpfte er empor? Ist es nöthig? Ist
 der Umstand gebraucht worden? „Hab ich mein Laster nicht
 „gelassen.“ Mein Laster; zu arg! Frömmere als zuvor,
 ist nicht die rechte Sprache. „Du frömmere? rief die Taube
 „nach.“ Warum nach? Ist es nicht an rief genug? Sieht
 der Leser nicht, daß du frömmere? eine Wiederholung ist?
 „Du bist noch eben deine Schmach.“ Das ist sehr poetisch
 geredt, bis auf das eben; das schickt sich in den fremden
 Ton, du bist deine Schmach, nicht recht gut. Der geile
 Fresser ist sehr niedrig gegen: du bist deine Schmach. Ist
 zu grob geschmäht. Das heißt die Natur ergreifen, nicht schön
 nachahmen. „Dir wohnt dein böser Trieb noch bey.“ Bey-
 wohnen; ein böser Trieb wohnt mir bey; ist das die Sprache
 des Lebens? Es ist wohl gar keine Sprache. „Und suchst die
 „schmeichelnd beyzubringen.“ Beyzubringen; gereimt,
 anstatt dich zu bereden. Dieß war das Wort. „Daß deine
 „Brust gebessert sey.“ Brust, sehr poetisch anstatt Herz.

Die Moral hat überhaupt eine sehr gelehrte Mine, und
 also die Mine, die sie nicht haben soll. „Bald, Plato, trifft
 „dein Ausspruch ein, die Tugend scheint ein Tausch zu seyn.“
 Gelehrt! Plato hat es gesagt. Warum trifft die Sache nur
 bald ein? Ich dünkte, sie tröse oft ein. Ist also nicht rich-
 tig gedacht, oder nicht recht geredt. „Ein Laster wird ist
 „ausgetrieben.“ Austreiben ist platt; vertreiben sollte es
 heißen. „Der Weichling flieht den geilen Scherz.“ Was
 ist der geile Scherz? Vermuthlich die Wollust. Heißt die
 Wollust ein geiler Scherz? Der letzte Vers wird sich ver-
 muthlich

muthlich mit Herz schließen. „Wird karg und nennt sich
„fromm und klüger.“ Klüger; gezwungen. Die ganze
Moral hätte heißen sollen: Wie oft ist unsre Tugend ein
Tausch mit unsern Lastern! Eins lassen wir, ergreifen ein
andres, und bereben uns, besser zu seyn. Wie sehr betrügt
sich das menschliche Herz!

Das sind die vornehmsten Fehler, und wo sind denn die
Schönheiten? Gesezt, alle diese Fehler wären nicht da;
würde die Fabel darum schön seyn? Sie könnte noch mit-
telmäßig, das heißt elend seyn. Wo ist wiederum das Na-
türliche und Leichte, das in der Kunst zu erzählen so gefällt;
das die Seele der Erzählung, das die Nachahmung des
schönen Dialogischen ist? Wo ist die Kürze, die sich mit der
Deutlichkeit, Vollständigkeit, und Lebhaftigkeit verträgt?
Wo ist der Saft, der sich in einem Werke des Geschmacks,
gleich dem Saft in einem blühenden Baume, durch alle
Theile, durch Sachen, Wendungen, Sprache, verbreiten,
alles erfrischen und beleben muß? Wo sind die Stellen, von
denen der Leser sagt: Das war trefflich! O wie schön, wie
ungezwungen! Hätte man es anders sagen können? Wo
sind die Stellen, die sich auswendig behalten lassen? Wer
liest so eine Fabel zwey, drey mal, und vergnügt sich das
letztmal noch, gleich dem ersten?

So fehlerhaft sind die meisten meiner Fabeln und der
übrigen Gedichte in den Belustigungen. Darf sich wohl
jemand wundern, warum ich sie nicht habe sammelndru-
cken lassen?

Ende des ersten Theils.



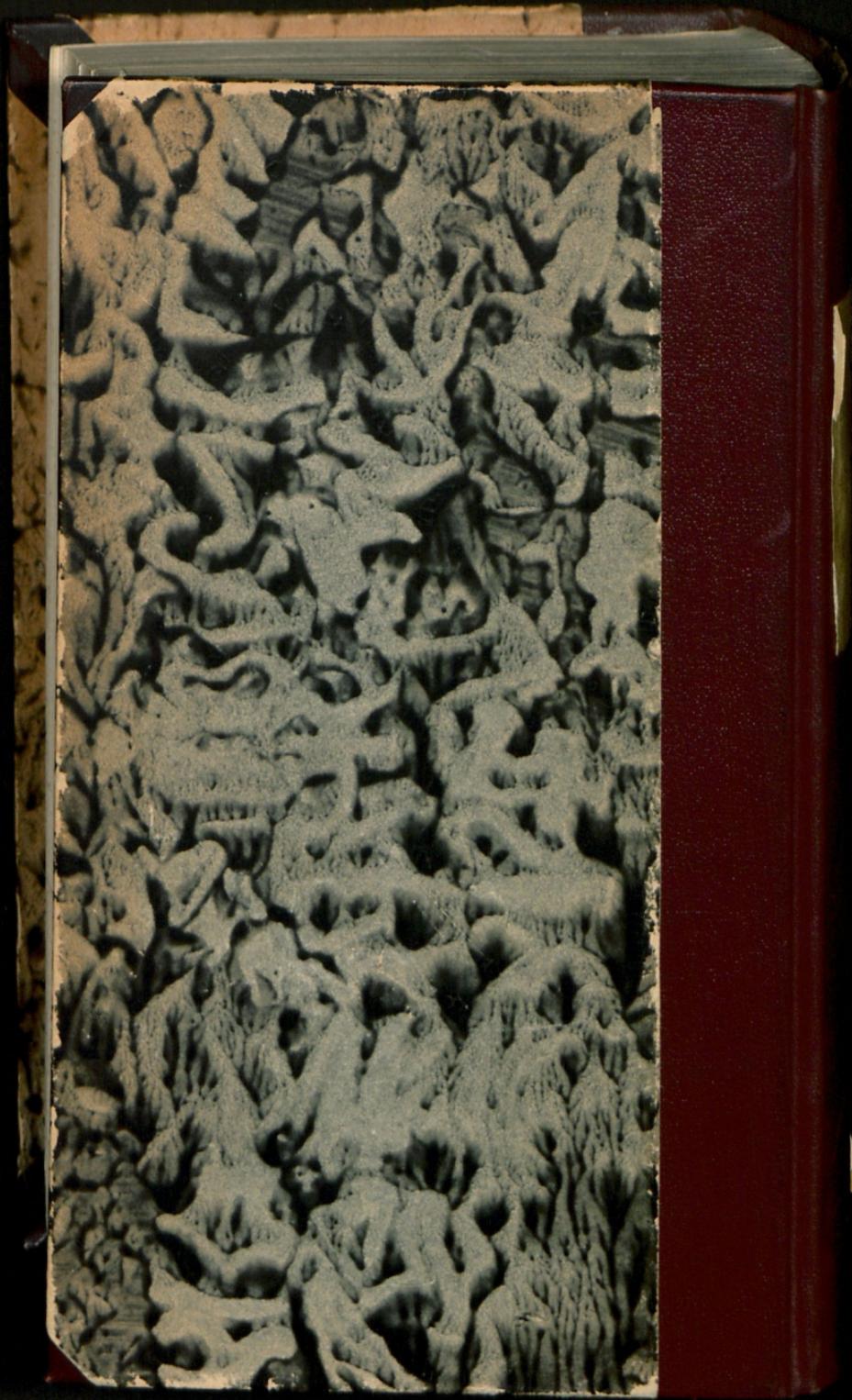
Dd 974

18
(2)

Paul Friedrich
Buchbindermeister
Merseburg
Wilh.-Liebknecht-Str. 8

x







Farbkarte #13

B.I.G.

Sammlung
vermischter
Schriften,

von
L. F. Gellert.

Erster Theil.



Dritte Auflage.

Mit Röm. Kais. und Churf. Sächs. allergn. Privilegiis.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich, 1765.

